Der Denunciant.

Erzählung aus der Gegenwart

für

das katholische Volk.

(Mit besonderer Berücksichtigung der Schulfrage.)

Von

M. Renitentus.

Motto: „Schaff' Er mir wieder Religion
in's Land!"

Friedrich der Große.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1876.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Neben dem großen und tief beklagenswerthen Elend, welches der „Culturkampf“ der katholischen Kirche in Deutschland bereitet und den Wunden, die er ihr geschlagen, hat er auch eine Periode sowohl des religiös-sittlichen als des geistigen und wirthschaftlichen Niederganges geschaffen. Maßloser Chauvinismus und dünkelhafte Ueberhebung, abgöttischer Personencultus nach der einen, unwürdiges Denunciantenthum, elende Kriecherei, Verrätherei und Verfolgungssucht nach der andern Seite, sind als häßliche Flecken am deutschen Volkscharakter zu Tage getreten, und wie giftiger Mehlthau haben die krankhaften Erscheinungen der Zeit sich auf alle Zweige des Lebens niedergeschlagen.

Ich habe es versucht, in dem Rahmen der nachfolgenden kleinen Erzählung einzelne dieser traurigen Auswüchse zu zeichnen und mich bemüht, möglichst naturgetreue Photographien zu liefern. Dann aber habe ich auch in erster Linie jene Frage behandelt,

welche gegenwärtig die brennendste in Deutschland ist, die Schulfrage, und empfehle deshalb das Schriftchen ganz besonders Solchen, die von der confessionslosen Schule das zukünftige Heil Deutschlands und die greifbaren Früchte des Culturkampfes erwarten.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

In unmittelbarer Nähe der Stadt Neukirch lag die Stark'sche Mühle, ein großes, massives Gebäude, dessen graue Kalkgiebel zwar jedes Schmuckes entbehrten und das mit seinen weitläufigen, in Quadratform erbauten Stallungen und Scheunen sich eher plump als gefällig den Blicken präsentirte, das aber, was an äußerem Zierrath ihm abging, durch innere Solidität und Gediegenheit vollkommen ersetzte. Mit manchen vornehmen Prachtbauten in der Stadt, deren Façaden mit stolzen Säulen, prächtigen Sandsteinfiguren, Arabesken, Medaillonbildern in Thorwaldsen'schem Genre und sonstigen Schnörkeleien verziert waren, konnte die Mühle ebenso wenig einen Vergleich aushalten, als ihre Bewohner, derbe, gerade und ehrliche Menschen von altem Schrot und Korn, zu den Besitzern jener Paläste paßten, welche, wie das Volk sagte, meist über Nacht aus armen Commis Millionäre geworden waren und die, was ihre Ehrlichkeit anbelangte, vielfach mit dem Aermel das Zuchthaus streifen sollten. Freilich sahen die neugebackenen Millionäre und Gründer, die krummnasigen Sprößlinge des alten Bundes, stolz und verächtlich aus ihren Karossen auf die spießbürgerlichen Mühlenbewohner herab, die noch mittelalterlich-dumm und einfältig genug waren, gute Waare und volles Gewicht ihren Kunden zu liefern, die noch in die Kirche gingen, statt Theater und

Concerte zu besuchen, und die es nicht verstanden, den Forderungen des Zeitgeistes Rechnung zu tragen.

Die Mühle mit ihrem conservativ-patriarchalischen Charakter, die schon seit Generationen ihre Bewohner redlich ernährt hatte, erinnerte an die gute, alte Zeit, als noch Glaube und Treue, Fleiß und ehrlicher Erwerb zu Recht bestanden, als das Manneswort mehr galt, als heut zu Tage der Eidschwur im Munde mancher „Aufgeklärten", und als solides, kerniges, festes Wesen noch nicht zu hohlen Phrasen verblaßt war, während jene Paläste mit ihren großen Spiegelscheiben und nackten Figuren den modernen Geist des Schwindels verkörperten, denn gleich Pilzen waren sie aus dem mit Milliardengold uud Actiengesetz gedüngten Gründerboden emporgeschossen, und bewohnt waren sie vielfach von catilinarischen Existenzen, deren „geniale Thatkraft" aus armen Agenten und Speculanten, Millionäre und Barone geschaffen.

Aber unfreundlich war die Stark'sche Mühle keineswegs; die hellgrünen Fensterläden stachen anmuthig von dem grauen Giebel ab; die kleinen Fenster mit den hellen Scheiben und schneeweißen Gardinen gaben Kunde von der Sauberkeit und Ordnungsliebe, die drinnen herrschten, und der Weinstock mit den reifen Trauben, der an dem Hause emporrankte, verlieh dem Gebäude sogar einen malerisch-poetischen Anstrich und schuf das Ganze zu einem Bilde wohlthuender, herzerquickender Idylle. Lustig drehte sich die alte Wetterfahne auf dem Dache, geheimnißvoll flüsterten die im Morgenwinde rauschenden Kronen der schlanken Pappeln, die das Haus gleich schützenden Genien umstanden, und munter tummelten sich die gackernden Enten auf dem Weiher und die girrenden Tauben auf den Dächern; drinnen aber da klapperte und arbeitete es

unaufhörlich, da schnurrten die Räder, — ein Bild anheimelnder, rastloser Schaffensfreudigkeit.

Hinter dem Hause dehnten sich saftige Wiesen und blumengesprenkelte Triften in unabsehbare Ferne aus, belebt von Gänsen und weidendem Vieh, durchzogen von silberglänzenden Bächen, dampfend im Morgensonnenstrahl, der den leichten Nebel, welcher wie ein weißer Mullschleier die Ebene überbreitet hatte, in Millionen Thautropfen auflöste, die an Grasspitzen und Blumenkelchen zitterten und gleich Diamanten glänzten. Ein klares Flüßchen schlängelte sich in bogenförmigen Windungen durch die baumlosen Wiesen und seine rauschenden Wasser trieben niederstürzend die schwarzen Radspeichen der großen Mühlenräder, und der schaumgekrönte Gischt spritzte wider die mit grünschimmerndem Wassermoos überzogenen Quadern des Hauses.

Treten wir über die mit weißem Sand bestreute Schwelle, so erblicken wir zur Linken in dem breiten Flur die uralte Hausuhr in einem großen, schwarzbraunen Gehäuse und oben drauf den ebenso alten Kukuk, der schon seit undenklichen Zeiten bei jedem Glockenschlage die grauen Flügel hebt und seinen Namen ruft; ein alter, aber immer munterer und pünktlicher Geselle, an dem der Großvater schon seine Freude hatte, als er noch ein kleiner Knirps war, und der auch jetzt noch mit unermüdlicher Treue die Enkel stündlich begrüßte. Und über der Zimmerthüre steht ein altes Marienbild in schmucklosem Glaskasten, vor welchem Samstags regelmäßig ein Oellämpchen brennt, ein Zeichen, daß in dem Hause noch Glaube und Frömmigkeit gepflegt werden, daß mit der Arbeit und dem Fleiße auch Gebet und Religion Hand in Hand gehen, — Dinge, über welche freilich das gebildete und aufgeklärte neunzehnte Jahrhundert vornehm die Achseln zuckt.

In der Wohnstube, deren Wände mit religiösen Bildern geschmückt sind, heimelt es uns traulich an; die Tische, aus schwerem Eichenholz gezimmert, sind weiß geputzt; die braunen, hochlehnigen Stühle, die schon manche Generation überdauert haben, sind mit gemeißelten Blumen und Löwenköpfen verziert; auf dem antiken Schranke, dessen eingelegte Felder von dem Kunstsinn früherer Zeiten Zeugniß geben, stehen Gebet- und Erbauungsbücher, hinter dem kunstreich geschnitzten Spiegel steckt ein Palmzweig und neben der Thüre hängt ein kleiner Porzellankessel mit geweihtem Wasser, — kurz der „finstere" Geist des Mittelalters leuchtet aus jedem Winkel.

Der helle Strahl der Herbstsonne fiel an dem Morgen, an welchem unsere Erzählung beginnt, durch die bleigefaßten Scheiben des Oberlichtes der Hofthür in die Küche der Mühle; vor dem Herd stand ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit der Zubereitung der Speisen beschäftigt. Anna, die einzige Tochter des Mühlenbesitzers Stark, trug ein einfaches, aber reines Kattunkleid, dessen aufgerollte Aermel ein Paar wohlgeformter, runder Arme sehen ließen, und eine blendend weiße Schürze; sie hatte frischrothe Backen, eine kerngesunde Farbe und aus den hellen Augen leuchtete die Reinheit der Seele und die Schönheit eines unentweihten Herzens. Anna war ein schönes, herziges Mädchen, das mußten selbst ihre Freundinnen neidlos anerkennen, aber mit den körperlichen Vorzügen vereinigte sie auch jene geistigen Tugenden, die dem Menschen allein Werth verleihen; Anna hatte einen offenen, geraden Charakter, ein edles Gemüth; sie war fromm, ohne Kopfhängerin zu sein, froh und munter, ohne sich durch Ausgelassenheit zu vergeben, klug und wirthschaftlich, ohne superklug und hausbacken zu sein, Verehrerin alles Schönen

und Guten, ohne von sentimentaler Gefühlsschwärmerei angekränkelt zu sein.

Das runde Gesichtchen mit den kirschrothen Lippen und dem Schelmengrübchen im Kinn war umrahmt von einer Fülle hellblonden Haares, das zu dicken Strähnen geflochten und auf dem Hinterkopf zu einem Kranze verschlungen war; falsche Haarflechten, Chignons und wie die Kopfüberladungs- und Verunzierungsmittel heißen mögen, verachtete sie; die Natürlichkeit ihres Wesens fand auch in der äußeren Erscheinung des Mädchens ihren Ausdruck. Anna hatte ihre Erziehung in einem von Nonnen geleiteten Pensionate genossen, und deshalb war sie nicht verbildet worden und für den Beruf des Weibes als Hausfrau und Mutter nicht verdorben. Ihr Kopf war nicht angefüllt mit romanhaften Grillen und hochfliegenden Plänen; sie wußte, daß die Arbeit nicht eine Schande, sondern eine Pflicht und Ehre für jeden Menschen ist, daß in ihr eine höhere Weihe und ein höherer Adel liegt, als in dem süßen Nichtsthun, mit welchem so viele junge Damen ihre Zeit vertändeln, die nichts Besseres zu thun wissen, als die Sophaecken auszufüllen, Romane zu lesen, auf dem Clavier zu phantasiren, in Weltschmerz sich zu verzehren und die Winterabende in Concerten, Theatern oder Theevisiten todtzuschlagen.

Anna ging jeden Morgen zur heiligen Messe und dann griff sie rüstig im Hauswesen zu; in der Küche und in den Stuben war sie thätig, und wollte sie sich erholen, so nahm sie ein gutes Buch zur Hand oder eilte hinaus in die schöne, freie Gottesnatur, auf die blüthendampfenden Wiesen, und nichts wunderte sie mehr, als die Klage vieler Menschen über Langweile. Daß Anna sowohl ihrer gewinnenden äußeren Erscheinung, wie ihrer inneren Vor-

züge und ganz besonders auch des Reichthums ihres Vaters wegen eine von den jungen Männern der Stadt vielbegehrte „Partie“ war, darf uns nicht Wunder nehmen; allein bis jetzt hatte noch Niemand sich einer besonderen Gunsterweisung Seitens des Mädchens rühmen können, und wenn ein alter Freund des Hauses, der silberhaarige Lehrer Knorr, auch manchmal schelmisch drohend den Finger erhob und lächelnd meinte, der Redacteur der „Katholischen Volkszeitung“, Herr Joseph Kühn, habe es Anna angethan, so erröthete sie zwar, schüttelte aber verneinend das Köpfchen. Und Anna konnte dies mit Recht thun, denn da bisher ihr ein Antrag noch nicht gemacht worden, so war sie auch der Verlegenheit überhoben gewesen, Rede und Antwort zu stehen und eine Entscheidung zu treffen. Sie glaubte zwar selbst, daß Herr Kühn sie mit anderen, als blos freundschaftlichen Augen betrachte, und sich selbst gestand sie, wenn Niemand es hörte, auch halb und halb zu, daß sie den wackeren Redacteur, der ein durchaus ehrbarer und sittlich braver Mann war, der mit Entschiedenheit und Umsicht die Sache der katholischen Kirche vertrat und vertheidigte, sehr wohl leiden möge und daß sie, trotzdem Herr Kühn schon seine drei Monate Gefängniß wegen Preßvergehen verbüßt hatte, sich doch nicht bedenken würde, dem „Verbrecher“ die Hand zu reichen.

Was aber bis jetzt nicht der Fall gewesen, sollte heute geschehen; Anna sollte einen förmlichen Heirathsantrag erhalten, freilich von einer ganz anderen Seite, als sie erwartet haben mochte. Der alte Kukuk hatte soeben elf mal seinen Namen gerufen, als eine Magd der Tochter des Hauses meldete, „ein feiner Herr wünsche das Fräulein allein zu sprechen;“ sie habe ihn in die Wohnstube geführt.

„Das klingt ja geheimnißvoll," versetzte Anna lachend, trocknete die Hände, legte die Küchenschürze ab und trat in das Zimmer ein. Vor ihr stand ein großer, stattlicher, „feiner" Mann — wie ihn die Magd richtig bezeichnet hatte, — der sich in der höflichsten Weise vor Anna verbeugte.

„Sie erinnern sich meiner wohl nicht, Fräulein Stark?" sagte er mit verbindlich=süßem Lächeln.

„Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

„Mein Name ist Streber, Dr. Streber, Gymnasiallehrer."

Dr. Streber war nicht blos ein feiner, sondern sogar ein schöner Mann; er zählte acht und zwanzig Jahre, hatte pechschwarzes Haar, rothe Wangen, einen wohlgepflegten Schnurr= und Backenbart und artige Manieren; nur das Auge war nicht voll und offen, sondern der Blick lauernd und verschleiert. So groß seine Freundlichkeit und sein einschmeichelndes Wesen war, rechtes Vertrauen konnte der Mann nicht erwecken, und dies schien Anna im ersten Momente instinctiv zu fühlen. Streber war feierlich schwarz gekleidet, auch seine Miene war feierlich; sie paßte ganz zu dem Fracke, der weißen Halsbinde, dem Seidenhute und den Glacehandschuhen.

Anna bat den unerwarteten Besucher Platz zu nehmen, schob einen der massiven, hochlehnigen Stühle herbei und fragte, womit sie dienen könne.

„Den Zweck meines Hierseins, werthes Fräulein, könnte ich mit wenigen Worten erklären, und doch trage ich Bedenken, dies zu thun. Obschon ich schon wiederholt Gelegenheit hatte, Sie zu beobachten, stehe ich Ihnen doch als ein völlig Fremder gegenüber, und deshalb weiß ich, daß ich eine Antwort auf eine Bitte, die ich mir erlauben möchte, heute nicht erwarten darf."

„Reden Sie, Herr Doctor, — wenn ich die Bitte erfüllen kann —"

„Das können Sie, Fräulein," versetzte Streber, sie unterbrechend, „gewiß, das können Sie. Ich will mich kurz fassen, denn ich liebe es nicht, viele Worte zu machen. . . . Ich bin gekommen, um Ihre Hand zu bitten, . . . ich habe Sie lieb gewonnen, recht lieb, und es wäre mein sehnlichster Wunsch, Sie dereinst meine Frau nennen zu dürfen."

Das hatte Anna denn doch nicht erwartet; der Antrag war fast zu plötzlich gekommen und der unbekannte Freiersmann schien es allerdings nicht zu lieben, „viele Worte zu machen." Sie wollte sich vom Stuhle erheben, blieb aber wie festgebannt und in holder Verlegenheit sitzen; flammendes Roth hatte ihre Wangen übergossen, das fühlte sie, denn ihr Gesicht glühte, und sie fühlte auch, daß der Blick des Mannes brennend auf ihr ruhte; sie sah es freilich nicht, da ihr Auge zu Boden gesenkt war. Da sie nichts entgegnete, fuhr der Mann fort:

„Verzeihen Sie, wenn mein Antrag Sie überraschte; ich habe bisher vergebens die Gelegenheit gesucht, mich Ihnen zu nähern und es blieb mir keine Wahl, als mich direct an Sie zu wenden. Ich bin, wie bemerkt, Gymnasiallehrer, hoffe aber baldigst zum Kreisschulinspector ernannt zu werden, denn mein Freund, der Regierungspräsident, hat mir die Stelle zugesagt, und dann kann ich meiner Frau ein behagliches Heim gründen."

Streber sprach ruhig, gemessen, da er sich sagte, daß er hierdurch bei Anna eher, als durch leidenschaftliches Wesen reussiren würde; bei einer anders gearteten Dame hätte er mit demselben Geschicke wohl ein theatralisches Pathos angeschlagen; der Mann war eben vielseitig gebildet.

Anna hob jetzt die Lider und blickte voll und fest in das Auge des Gegenüber: „Sind Sie katholisch, Herr Doctor?“

„Gewiß, Fräulein, sehr gut katholisch. Bezweifeln Sie dies?“

„Durchaus nicht, wenn Sie es sagen; ich stellte aber die Frage, weil ich erstens nur einem aufrichtigen, entschiedenen Katholiken die Hand reiche und einen Auch- und Alt-Katholiken ebenso abweisen würde, wie einen Protestanten oder Juden, und weil Ihre Bemerkung, daß Sie Kreisschulinspector zu werden gedenken, mich einigermaßen befremdet. Solche Stellen werden heut zu Tage doch nur „gesinnungstüchtigen“ und „regierungsfreundlichen“ Herren übertragen, und zu einem solch' gebildeten und aufgeklärten Manne würde eine „schwarze, dumme“ Frau wie ich ganz und gar nicht passen.“

Der Doctor lächelte. „Sie belieben zu scherzen, Fräulein. Daß Sie so dumm nicht sind, beweist schon Ihre Antwort. Im Uebrigen können Sie, was diesen Punkt anbelangt, vollkommen beruhigt sein.“

Anna entgegnete im ersten Augenblicke nichts; sie war befangen, denn sie erkannte die Wichtigkeit dieser Unterredung an und sie fühlte, daß sie möglicherweise vor einer Entscheidung stehe, die verhängnißvoll für die fernere Gestaltung ihres Lebens werden könne. Dr. Streber war, was seine äußere Erscheinung anbelangte, so übel nicht, und doch war der Eindruck auf Anna durchaus kein sympathischer.

„Soll ich meinen Vater rufen lassen?“ fragte sie nach einer Pause.

„Sprechen Sie mit ihm, Fräulein, aber allein, wenn ich bitten darf. Für's Erste wollte ich nur Ihnen per-

sönlich meine Aufwartung machen; mit Ihrem Herrn Papa werde ich schon reden.“

Er erhob sich. „Darf ich wieder kommen?“ fragte er lächelnd.

„Ich werde Ihnen schriftlich Nachricht geben, Herr Doctor.“

Der angehende Kreisschulinspector verneigte sich abermals sehr tief und schritt davon; während er mit einem der Glacehandschuhe den linken Rockärmel abklopfte, der in allzunahe Berührung mit einem Mehlsacke gerathen war, murmelte er: „Entsetzliche Finsterniß! Das ganze Haus riecht förmlich nach Ultramontanismus und Jesuitismus. Werde viel zu cultiviren haben, sehr viel, — das Mädchen ist dumm, furchtbar dumm, — hat aber Geld, viel Geld!“

Sinnend kehrte Anna in die Stube zurück. Sie hätte laut auflachen mögen, — weshalb wußte sie selbst nicht, und dennoch überwog der Ernst. Der unerwartete Freier hatte sehr schön und ruhig gesprochen, — große Herzlichkeit lag freilich nicht in seinen Worten und seinem Wesen, aber er stand ihr auch viel zu fremd gegenüber, um einen wärmeren Ton anschlagen zu können, und daß es dem Herrn Doctor ernstlich gemeint war, daran konnte sie nicht zweifeln. Anna war betroffen und verwirrt, denn ein so directer, unumwundener Heirathsantrag war ihr noch nicht gemacht worden, und eben das Neue und Inhaltschwere der Sache frappirte sie; ja einigermaßen fühlte sie sich sogar geschmeichelt, denn Dr. Streber war ein Mann, der, wie sie meinte, immerhin auf ein Mädchen aus den besten Familien der Stadt Anspruch erheben durfte. Aber warum hatte er gerade auf sie das Auge geworfen? Liebte er sie? . . . .

Aus diesen sehr nahe liegenden Grübeleien riß sie der Eintritt ihres Vaters. Der Mühlenbesitzer Stark war ein kräftig gebauter, breitschulteriger Mann; er hatte ein rundes, glattrasirtes Gesicht, das einen gutmüthigen, offenen Charakter verrieth; er war eine derbe, biedere Haut und seiner Rechtlichkeit wegen allgemein geachtet; Nichts haßte Stark mehr, als Winkelzüge, Gleißnerei und Scheinheiligkeit, so gerade und offen wie er selbst war, wollte er auch Andere. „Ich habe lieber einen Schlag in's Gesicht," pflegte er zu sagen, „als daß man mich belügt."

„Nun, Annchen, Du hattest Besuch?" fragte er.

Seine Tochter unterrichtete ihn kurz über den Zweck des Besuches.

„So, so, kennst Du den Herrn?"

„Ich sah ihn eben zum erstenmal."

„Gymnasiallehrer . . . und will Kreisschulinspector werden?" Stark schüttelte den Kopf. „Soll der Dechant denn diese Stelle verlieren? Muß doch zunächst einmal hören, wer Dr. Streber ist."

Zweites Kapitel.

Am Abend dieses Tages saß Dr. Streber in der traulichen Gaststube der vielbesuchten Weinwirthschaft „zum Anker". Außer ihm hatten noch drei andere Herren, ein älterer und zwei jüngere, an dem Tische Platz genommen. Der ältere Herr mit dem röthlich aufgedunsenen Gesichte, dessen kleine blitzende Aeuglein hinter den dicken Backen fast verschwanden, war der Buchdruckereibesitzer und Herausgeber der nationalliberalen Zeitung, Herr L. Goldfreund, ein kleines, wohlbeleibtes Männchen, der gern gut aß und trank und sich äußerst patriotisch geberdete. Sein Mund floß über von Fortschritt, Bildung, Aufklärung und Humanität, und den Fürsten Bismarck pries er als den größten Mann aller Zeiten, voll Genialität und Thatkraft, der mit veralteten Vorurtheilen gründlich aufräume und der „Pfaffenwirthschaft" ein Ende mache. Herr Goldfreund schwur seit 1866 so unbedingt und sans phrase auf den „Mann von Eisen", daß er unbedenklich durch Dick und Dünn mit ihm ging, — nicht aus Ueberzeugung, wie seine bösen Gegner, die Ultramontanen, sagten, sondern weil es sicher, bequem und lohnend für sein Geschäft war, — früher freilich hatte Herr Goldfreund auf Bismarck weidlich geschimpft und man erinnerte sich, daß er kurze Zeit vor seiner politischen Wandlung, d. h. vor dem Durchbruch seiner Gesinnungstüchtigkeit und Reichsfreundlichkeit, einmal eine Rede abgelesen hatte, in welcher

Goldfreund sich einen Demokraten auf breitester Grundlage nannte und den damaligen Grafen von Bismarck-Schönhausen arg zerzauste. Doch das war vorbei; jetzt war der Besitzer des „liberalen" Blattes ein Reichsfreund par excellence, eine Säule des deutschen Reiches, der über den Papst und die Bischöfe, den Clerus, über ultramontane Finsterniß und die reichsfeindlichen Römlinge wacker loszog. Herr Goldfreund zählte zu den „Gebildeten"; er hatte die Sexta eines Gymnasiums drei Jahre lang besucht, war dann Setzerlehrling in einer Buchdruckerei geworden, schmeichelte seinem Principal und dessen Tochter, heirathete später das Mädchen und war nach dem Tode seines Schwiegervaters Besitzer der Druckerei und der Zeitung geworden; eine Kirche besuchte er nie, trank dagegen allabendlich in den Weinrestaurationen drei bis vier Flaschen Wein, flaggte am Sedantage, brachte bei Gelegenheit der Festessen am Kaisergeburts- und Sedantage prachtvolle Toaste aus und wäre gern Stadtrath geworden, was ihm aber bis jetzt trotz aller Bemühungen nicht gelungen war.

Sein Sohn Karl, der an der Seite seines Vaters saß, war Studiosus Juris, und, wie er selbst sagte, Materialist vom reinsten Wasser; trotz seiner Jugend hatte der Student es schon so weit gebracht, daß er das Dasein Gottes, ein Jenseits und das Leben der Seele nach dem Tode für Hirngespinste und Ammenmärchen erklärte; seine Devise war: „Genieße das Leben so viel wie möglich, mit dem Tode hört Alles auf." Der hoffnungsvolle Sprößling des Herrn Goldfreund hatte das „Genießen" denn auch so gründlich schon betrieben, daß sein Vater einen Wechsel nach dem andern zu decken hatte, und als Goldfreund senior einmal von Verschwendung sprach und drohte, die Schulden nicht mehr tilgen zu wollen, da hatte Karl lächelnd

entgegnet: „Aber Papa, wie kannst Du Dich über solche Bagatellen moquiren, da Du doch für eine einzige Empfehlung von Gründungen mehr einheimst, als ich in einer ganzen Woche verbrauche!“

Der dritte der Herren war der Brodschreiber Goldfreund's, der Redacteur J. Davidsohn, ein bleicher, hagerer Jüngling von sechs und zwanzig Jahren, mit wachsgelbem Teint, schwarzen, krausen Haaren und stark ausgeprägtem jüdischem Typus. Er war von Geburt ein Hinterpommer, hatte lange Berliner Luft geathmet und nationale Gesinnungstüchtigkeit an der Quelle getrunken; mit Hinterlassung diverser Schulden war er dann plötzlich aus der Stadt der Intelligenz verschwunden und als Redacteur Goldfreund's aufgetaucht. Sein zweites Wort war Berlin; hier in der Stadt Neukirch kam ihm Alles so fade, dumm, rückständig und bäuerisch vor; er wunderte sich, daß es daselbst so viele Kirchen gab und ärgerte sich, daß „die Processionen den Verkehr hemmten“; er wunderte sich ferner, daß die katholischen Priester im langen schwarzen Talar ungenirt über die Straßen gingen und man sie nicht mit Steinen und Koth bewarf, wie es in der Mark Brandenburg und Hinterpommern geschehen wäre, wenn sich dort ein „ultramontaner Nachtvogel“ hätte blicken lassen; das Geläute der Glocken that seinen Ohren weh, und wenn er in den Schaufenstern Heiligenbilder, Statuen und Rosenkränze sah, lächelte er mitleidig über die Dummheit und den Aberglauben des Volkes und machte Sprünge, wie der Teufel, wenn er Weihwasser riecht. Der Jude Davidsohn lobte den „nationalen Aufschwung“, das liberale Actiengesetz und die Gewerbefreiheit; seine Feder floß über von Bewunderung für die jüdischen Gründer in Berlin und in den Provincialstädten, und seiner Ansicht nach

konnte das Publikum nichts Gescheidteres thun, als seine Sparpfennige hergeben, Actien kaufen und die Taschen der semitischen Speculanten füllen; dagegen schimpfte der „liberale" Redacteur in allen Tonarten über die katholische Kirche und der Jude glaubte den Bischöfen Verhaltungsmaßregeln ertheilen und ihnen sagen zu müssen, was Lehre der katholischen Kirche sei und was nicht; er schimpfte ferner über den Ultramontanismus und die „Dummheit" der Stadt- und Landbevölkerung, die sich bei den Wahlen von den „Pfaffen" leiten lasse, welche durch die Unterröcke der Weiber auf die „Pantoffelhelden" einwirkten. Die Leute waren in seinen Augen nur dressirtes Stimmvieh, die Frauen fanatische Betschwestern, kurz, auf der Stadt und der ganzen Umgebung lagerte eine so pechrabenschwarze ultramontane Finsterniß und Alles war so erbärmlich und elend, daß man sich baß wundern mußte, daß die bisherige Wirksamkeit des gebildeten Herrn Davidsohn noch nicht die Fackel der Aufklärung angezündet hatte, daß es trotz Davidsohn noch „Dummköpfe" in der Stadt gab; ja, man mußte sogar staunen, daß der jüdische Soldschreiber die Stadt noch immer mit seiner Gegenwart beehrte und ihr nicht längst den Rücken gedreht hatte, — aber nein, es gefiel ihm trotzdem in der blühenden, reichen Stadt so gut, daß, wie seine Gegner behaupteten, ihn hundert Pferde nicht wegzubringen vermochten. Die wissenschaftliche Bildung Davidsohn's war eben so zweifelhaft wie seine Vergangenheit; allein was ihm an gründlichem Wissen abging, ersetzte er durch Arroganz, und wenn sein Gegner, der Redacteur Kühn, ihn auf Fehler und Inconsequenzen aufmerksam machte oder Beweise für vage Behauptungen verlangte, dann warf die berliner Intelligenz mit einer solchen Fluth von Schimpfwörtern um sich, daß er alles

Andere, nur nicht Das bewiesen hatte, was er beweisen sollte.

Die Herren führten eine lebhafte Unterhaltung.

„Es hieße, die thatsächlichen Verhältnisse verkennen," sagte Dr. Streber auf eine Bemerkung des Redacteurs, „wenn man zugeben wollte, daß die Regierung bis jetzt schon greifbare Resultate im Culturkampfe erzielt hätte. Viele Bischöfe sind abgesetzt und weilen im Ausland; mit wenigen Ausnahmen sind die Klöster aufgehoben und die Kuttenträger über die Grenze gezogen; hunderte von Pfaffen spazierten in's Gefängniß und in die Verbannung, der Brodkorb hängt den anderen so hoch wie möglich, — aber was hat das Alles geholfen? Nichts, gar nichts; das Volk ist ultramontaner denn je und steht mit eisernem Eigensinn zu den Gesetzesverächtern. Aber ein Gebiet gibt es, auf dem der Staat siegen wird, das ist die Schule, wenn er die Erziehung der Jugend in die Hand von Männern legt, welche das römische Gift aus den Herzen der Kinder ausrotten und die heranwachsende Generation im nationalen Geiste erziehen."

„Ach was, das dauert zu lange," versetzte unwillig der Jude; „wie man die widerspänstigen Pfaffen mit Gendarmen vor's Gericht, in die Gefängnisse und über die Grenze brachte, so sollte man den ganzen Troß der Reichsfeinde in die Acht erklären und zum Kukuk jagen. Dann hätten wir Ruhe im Land. Jetzt gibt's an allen Ecken und Enden Zank und Streit; die Geschäfte gehen flau, Alles klagt und jammert — und wer ist schuld an dem socialen Elend? Nur die römischen Gladiatoren, die Hetzcapläne, die tonsurirten Volksaufwiegler, die mit den Socialdemokraten Hand in Hand gehen und das deutsche Reich stürzen wollen, weil der Kaiser dem Papste nicht zu

Füßen kriecht und die Jesuiten nicht das Staatsruder in Händen haben. Wer hat den ganzen Culturkampf in Scene gesetzt? Etwa die Liberalen? Nein, nur die Ultramontanen mit ihrer Anmaßung und ihrem unfehlbaren Papste. Deshalb nieder mit den schwarzen Reichsfeinden!"

„Wir müssen aber berücksichtigen," entgegnete der Gymnasiallehrer, „daß dann ein volles Drittel des ganzen Volkes hinzuschlachten wäre, und das geht doch wohl nicht. Ich bin, wie Sie wissen, meine Herren, der entschiedenste Culturkämpfer und stehe ganz auf Seiten unseres großen Reichskanzlers, aber ich meine, Ideen lassen sich mit Gewalt und plötzlich nicht bekämpfen. Ein Gift, das seit Jahrhunderten im Volke eingewurzelt ist, kann nur allmälig ausgerottet werden. Der Kampf, dessen Ende die gegenwärtige Generation und auch die nächstfolgenden nicht sehen werden, ist der des alten, abgestandenen Christenthums mit den aus ihm entsprungenen kirchlichen Einrichtungen gegen die moderne Welt, deren Ideen in Philosophie, Religion und überall im Widerspruch mit jenem Geiste stehen, auf dem das sog. Christenthum des Mittelalters basirt. Seit dem Untergange des Alterthums hat die europäische Menschheit über tausend Jahre unter der Priesterherrschaft gelebt; Staat und Familie, Gesellschaft, Rechts- und Gemeindeleben, Kunst und Wissenschaft, Alles war nur der Ausfluß des religiösen Glaubens und wurde von der Kirche geordnet. Die ganze Geschichte der letzten Jahrhunderte ist im Grunde nichts, als die Loslösung des modernen Staates und der Gesellschaft von dieser kirchlichen Vormundschaft; der Kampf würde wohl schon früher sich entschieden haben, wenn nicht gleichzeitig sich das Streben der allmälig sich erhebenden unteren Volksschichten nach Befreiung von den mittelalterlichen ständischen Einrichtungen,

— in neuerer Zeit von der absoluten Monarchie, — gespielt und dadurch die Kirche in den herrschenden Classen und der Monarchie oft mächtige Bundesgenossen gefunden hätte."

Herr Goldfreund nickte, wenn er auch nicht Alles so recht verstand, und der Redacteur rückte seinen Stuhl etwas näher, denn er war neugierig, wo Streber hinaus wollte.

„Dieser Kampf," fuhr der Kreisschulinspector in spe fort, „der jetzt neu aufgeflammt, ist nicht allein der Streit einer herrschsüchtigen Priesterschaft gegen den Staat, er ist auch der noch Jahrhunderte vielleicht dauernde Todeskampf einer alten Idee, welche die Menschheit länger als ein Jahrtausend erfüllt hat, gegen eine neue. Das Christenthum, wie es gefaßt wurde, löst den Menschen von dieser Welt und legt allen Zweck und Trost des irdischen Jammer- und Sündenlebens in das Jenseits, als dessen Dollmetscher und Hüter die Kirche sich aufspielt, es nimmt den Menschen, der ja nur vorübergehend auf dieser Welt zu sein verdammt sein soll, ganz in Beschlag. Dasselbe thut aber auch der moderne Staat und die moderne Gesellschaft; auch sie fordern den Menschen ganz und voll und wollen und können keinen anderen Regenten neben sich dulden. So stehen die beiden Riesen sich gegenüber, der alte noch stark an Gliedern, aber morsch und faul im Innern; der andere in aufstrebender Jugendkraft; da gibt es keinen Frieden und keine Vermittelung; einer von beiden muß unterliegen.

„Das Ende des Streites ist zweifellos — noch nie ist in der Geschichte der Menschheit eine aufstrebende Idee unterdrückt worden; der Verlauf ist nicht vorauszusagen. Ein wirklicher Friede kann erst eintreten, wenn die Kirche ihre früher schon proclamirten, jetzt erneuten und bis zu

den letzten Consequenzen durchgeführten Prätensionen aufgibt, wenn sie das moderne Culturleben und seine Begriffe vom Staate anerkennt und auf die Rolle sich zurückzieht, welche die Religion im politischen Leben etwa der alten Griechen spielte — d. h. wenn die Kirche aufhört, Kirche im jetzigen Sinne zu sein; bis dahin ist jede Ruhe nur ein Waffenstillstand. Ein erster, entscheidender Schlag, meine ich, würde dann fallen, wenn es gelänge, mit Hilfe des Altkatholicismus eine deutsche Nationalkirche zu schaffen.

„Es ist wahr, auch der Sieger, der Staat, geht nicht ohne tiefe Wunden aus dem Kampfe hervor, deren Einfluß auf den ganzen Organismus sich noch nicht ermessen läßt. Und es gibt in der That nur ein Feld, wo die Entscheidung liegt: das ist, wie ich schon sagte, die Schule. Die Kirche hat keine materiellen Kampfmittel, ihre Macht liegt allein in der Gewalt über die Gemüther. Gelingt es dem Staate, die künftigen Generationen mit seinen Anschauungen zu erfüllen, den Einfluß der Kirche fern zu halten, sich die Herrschaft über die geistige Entwickelung der Jugend zu sichern, so entzieht er dem Feind den Ersatz für dessen Armee. Wird der Priester aus der Schule ausgeschlossen, so fehlt ihm der Nachwuchs für seine Heerde, man erzieht sich klar und klug denkende Menschen, ein vernünftiges Geschlecht. Die kommenden Generationen werden den Pfaffen immer weniger folgen, aber man wird auch andere staatliche und gesellschaftliche Ordnungen verlangen."

„Also ein drakonisches Strafgesetzbuch," ließ sich plötzlich die Stimme eines alten Herrn vernehmen, der am Nebentische saß und dem Berichte Streber's kopfschüttelnd gefolgt war; „eine gemeinsame Peitsche und ein großes Nationalzuchthaus, — sind das Ihre Ideale, Herr Doctor?"

Der Alte wartete die Antwort nicht ab, sondern nahm seinen Hut und verließ die Stube. Der Gymnasiallehrer, der Redacteur und der Zeitungsverleger aber schossen Wuthblicke, daß der ultramontane Dummkopf es gewagt, den gelehrten Ausführungen Streber's keinen Geschmack abzugewinnen.

„Die Schule aber wird ihren Zweck erreichen," schloß Letzterer, „wenn man ihr den confessionellen Charakter benimmt, wenn man zunächst Simultan= und dann confessionslose Schulen einführt und ihre Leitung Männern unterstellt, die in nationalem Sinne wirken. Dies aber anzustreben, ist das große Verdienst unseres Cultusministers Dr. Falk. Ich selbst habe, wie mich mein Freund, der Regierungspräsident, versicherte, die beste Aussicht, Kreisschulinspector zu werden, und ich gebe Ihnen mein Wort, meine Herren, daß ich, wenn ich dieses Amt bekleide, schon den pfäffisch=ultramontanen Geist aus meinen Schulen bannen werde."

Goldfreund und Davidsohn nickten zustimmend.

„A propos, Herr Doctor," sagte Letzterer, „haben Sie schon die neueste Nummer der ultramontanen „Volkszeitung" gelesen? Die Frechheit des clericalen Blattes kennt keine Grenzen."

Mit diesen Worten überreichte er eine Nummer der von Kühn redigirten Zeitung dem Gymnasiallehrer und bezeichnete eine Stelle mit der Hand, welche diese „grenzenlose Frechheit" enthalten sollte.

„Aber das ist ja eine förmliche Bismarckbeleidigung!" versetzte Streber; „wollen Sie mir die Nummer überlassen?"

„Gewiß; werden Sie dieselbe zu einer Entgegnung benützen?"

„Vielleicht noch zu anderen Zwecken.“ Streber markirte die Stelle mit einem dicken, rothen Striche und steckte das Blatt in die Tasche.

Goldfreund und Davidsohn erhoben sich; sie waren „Brüder“ und mußten noch die Loge besuchen, wo heute Abend Versammlung war.

Dr. Streber blieb zurück und wollte sich eben in die Lectüre eines großen nationalliberalen Blattes vertiefen, als der weißhaarige, pensionirte Lehrer Knorr an seiner Seite Platz nahm. Die Beiden kannten sich oberflächlich, d. h. der alte Knorr war dem Gymnasiallehrer als Erz-Ultramontaner und Freund der Stark'schen Familie bekannt, und Knorr wußte so viel von Streber, daß man über dessen politisch-religiöse Gesinnungen im Unklaren war und ihn für einen Mann hielt, vor dem man sich hüten müsse. Es gab eine Zeit, wo Streber viel mit hervorragenden Katholiken verkehrte, auch hatte er einmal am Papstfeste eine gewaltige Rede gehalten und ein langes Gedicht zu Ehren des greisen Pius veröffentlicht; Viele hielten ihn sogar für einen frommen Mann, da er in gewissen, von Katholiken besuchten Localen sich groß bekreuzte, wenn er ein Schinkenbrödchen aß; aber gerade dieses ostensible Zuschautragen einer religiösen Gesinnung bezeichneten Manche als Heuchelei und Berechnung, womit Streber den Gerüchten, er sei ein heimlicher „Liberaler“ entgegentreten wolle. Thatsache war, daß der Herr Doctor, als der Sohn einer armen, aber braven Waschfrau, von den Geldern wohlwollender Geistlichen studirt hatte, und man würde es gewiß seltsam gefunden haben, wenn er nun offen Front gegen seine ehemaligen Wohlthäter gemacht hätte; Thatsache war aber auch, daß die Geistlichkeit sich in den letzten Jahren von Streber zurückgezogen, zumal ein dunkles

Gerücht sein moralisches Leben nicht als das fleckenloseste bezeichnete.

„Sie sind in der Stark'schen Mühle befreundet, Herr Knorr," wandte sich der Kreisschulinspector in spe mit der ihm eigenen Unverfrorenheit an den ehemaligen Lehrer; „haben Sie schon die neueste Neuigkeit erfahren?"

„In Betreff der Familie Stark? Nein."

„Daß Fräulein Anna sich bald verheirathen wird, wissen Sie doch."

„Anna?" . . . Der Alte wäre beinahe in die Höhe gefahren. „Das kann nicht sein, denn gestern sprach ich noch mit ihr."

„Ganz recht, aber heute ist die Sache so gut wie entschieden worden."

„Na, — da sieh' ein Mensch! Hätte das von Anna nicht geglaubt. Wen wird sie denn heirathen, Herr Doctor?"

„Mich!"

Der alte Lehrer prallte wider die Lehne seines Stuhles zurück und starrte den selbstbewußten Sprecher sprachlos an.

„Wundert Sie dies, Herr Knorr?"

Der Lehrer a. D. aber schüttelte sein weißes Haupt und meinte lächelnd:

„Sie scherzen wohl?"

„Durchaus nicht. Ist Fräulein Anna nicht ein tüchtiges Mädchen in jeder Hinsicht?"

„Gewiß, ein sehr braves Mädchen, aber vielleicht zu ultramontan, zu fromm für Sie."

„Bin ich denn nicht katholisch, Herr Knorr? Nur Neid und Bosheit können meine Gesinnung in Zweifel ziehen. Ich liebe Anna und sie wird meine Frau!"

„Auch ich liebe das gute, prächtige Kind wie meine Tochter und wünsche ihr alles Gute. Weiß Herr Stark

darum? Sie reflectiren ja, wie ich höre, auf eine Kreisschulinspectorstelle. Heut zu Tage aber —"

„Oh, ich weiß, was Sie sagen wollen. Gerade heut zu Tage ist es nothwendig, daß ein entschiedener Katholik die Leitung der Schulen in die Hand nimmt, wo man die Geistlichkeit aus denselben entfernt. Ich bedauere und beklage den Culturkampf und all' das Elend, das der katholischen Kirche widerfährt; soll ich dies aber der Regierung mittheilen, damit vielleicht ein Mann, der die confessionslosen Schulen anstrebt, die Stelle erhalte?"

„Hm! . . . Nun, wenn's so ist, dann kann ich Anna Glück wünschen, . . . und Ihnen, Herr Doctor, wünsche ich ebenfalls ein recht ersprießliches Wirken. Ich bin ein alter Lehrer, hab' fünfzig Jahre die Jugend unterrichtet, und weiß, daß es ohne Religion in der Schule nicht geht. Der kirchenpolitische Kampf hat unsägliches Elend gebracht und das Land zerrissen; die Kirche leidet bittere Noth, überall gibt's Ruinen; auch auf das wirthschaftliche Leben wirft der innere Hader schwarze Schlagschatten, — aber das Schlimmste von Allem wäre, wenn eine Generation ohne Religion heranwüchse; sie ist und bleibt die Wurzel des sittlichen Menschen, sein einziger Halt im Leben; diese positive Religion muß aber in der Schule den Kindern gelehrt werden; die confessionslose Schule aber kennt diese Wurzel nicht. Jetzt schon wachsen Tausende von ungetauften Kindern aus kirchlich nicht gesegneten Ehen heran, also von Eltern, die auf Religion wenig halten; wenn diese nun auch in der Schule von Gott und der Kirche nichts hören, — wohin soll das führen? Das strengste Gesetz und die größten Zuchthäuser erzielen nicht Das, was die Religion schafft; sittlich brave Menschen erzieht man aber nicht mit Humanitätsphrasen. Der Religionsunter-

richt darf aber weder aus der Volksschule, noch aus den höheren Lehranstalten entfernt werden, sonst gräbt sich Deutschland selbst sein Grab. Atheisten und Materialisten erkennen kein Königthum „von Gottes Gnaden“ an, und junge Männer aus solchen Schulen wären die besten Recruten für die rothe Internationale, die Socialdemokratie.“

„Ich glaube auch nicht, daß der Staat je so weit gehen wird; die Religion als solche schätzt er hoch und heilig. Ist unser Kaiser nicht ein frommgläubiger Mann?“ warf Streber ein.

„Der Staat erklärt allerdings, daß die Religion zu Recht bestehen und erhalten bleiben soll; er hat auch erklärt, daß die Maigesetze das Wesen der Kirche nicht berühren, sondern nur gegen sog. „Uebergriffe“ und die kirchliche Hierarchie gerichtet seien. Die Erfahrung hat anders gesprochen, wie die verwaisten Gemeinden und tausend andere Dinge bekunden. Wenn der Priester aus der Schule entfernt wird und der Lehrer in „nationalem“ Geiste unterrichten soll, wenn altkatholische Lehrer katholischen Schulen vorstehen, wie dies z. B. in dem Dorfe Mesenich an der Mosel der Fall ist, wenn Leute zu Local- oder Kreisschulinspectoren ernannt werden, die über den Papst spotten, wie dies in Köln geschehen; die die Crucifixe und Marienbilder aus den Schullocalen beseitigen und sich ähnliche Dinge, die das kindliche Gemüth eines katholischen Schülers beleidigen und mit Zweifel erfüllen, zu Schulden kommen lassen, — wohin, frage ich Sie, soll das führen? Nie soll der Kinderglaube durch Spötteleien getäuscht werden. Er setzt hauptsächlich beim Lehrer Alles als ernste Wahrheit voraus und kennt anfänglich keine Grenzen. Es ist eine der liebenswürdigsten Eigenthümlichkeiten der Kindesnatur, und wird — einmal erschüttert —

nur sehr schwer oder nie hergestellt. Damit wankt aber auch der Grund seiner eigenen Wahrheitsliebe, und mit ihm die eigentlichste Stütze seiner Sittlichkeit. Das Kind, welches die erste geflissentliche Täuschung entdeckt, ist sofort aus dem Himmel der Unschuld gefallen und trägt schon in sich den Keim der ersten Lüge, sonach zur sittlichen Unreinheit. Klagen aber nicht jetzt schon die liberalen Blätter, daß die ultramontanen Eltern wieder „verderben", was die Schule „gut" macht? Wem aber soll das Kind glauben, der Mutter oder dem Lehrer? Auf einer Seite muß eine Täuschung liegen, und wer berechnet die Nachtheile, die hieraus für den Einzelnen sowohl, wie für die Gesammtheit entstehen?"

„Gewiß ist ein solches Doppelwesen sehr zu beklagen und von sittlichem Nachtheil, Herr Knorr; aber bei dem Ziele, welches der Staat im Auge hat, sind solche Unzuträglichkeiten schwer zu vermeiden; vor Allem scheint mir die Regierung den jesuitischen Geist aus den Schulen bannen zu wollen."

„Jesuitischer Geist? Ein Katholik wie Sie, Herr Doctor, sollte doch wissen, daß Katholicismus und Jesuitismus Ein und dasselbe sind. Die Jesuiten hat man ausgewiesen und an Stelle der Paar hundert Männer hat Deutschland jetzt so viele Millionen Jesuiten. Wer war es denn, der in Preußen und in anderen Ländern, als der Staat sich um das Schulwesen nicht kümmerte, den Unterricht in die Hand nahm? Die Kirche und vor Allem die Jesuiten! Ja, gerade der Orden des heil. Ignatius war es, der sich dieser schwierigen und mühsamen Aufgabe unterzog und allenthalben Schulen errichtete. Die vorzüglichen Leistungen der Jesuiten wurden stets von allen Unparteiischen anerkannt und verschafften ihnen sehr bald

in den meisten europäischen Ländern Eingang. Der Philosoph Bako von Verulam im 16. Jahrhundert sagt: „Was die Pädagogik anlangt, so wäre es am kürzesten zu erklären: Nimm an den Schulen der Jesuiten ein Beispiel, denn bessere existiren nicht.“ Und der verdiente protestantische Pädagog Joh. Sturm, der im 16. Jahrhundert zu Straßburg eine berühmte Schule geleitet, erklärt von den Jesuiten-Schulen: „Ich freue mich über dieses Institut, weil sie unsere Sache fördern, indem sie die Wissenschaft cultiviren; denn ich habe gesehen, welche Schriftsteller sie erklären und welche Methode sie befolgen, eine Methode, die von der unsrigen so wenig abweicht, daß es scheint, als hätten sie aus unseren Quellen geschöpft.“ Bekanntlich hielt selbst König Friedrich II. von Preußen die Jesuiten auch nach Aufhebung des Ordens als Lehrer zurück, indem er behauptete, nirgends bessere Lehrer bekommen zu können. Es würde mich zu weit führen, alle Verdienste der Jesuiten und der einzelnen Orden um die Schule hier aufzuzählen; ich erinnere Sie nur an das außerordentlich verdienstvolle Wirken der christlichen Schulbrüder des von Joh. Baptist de La Salle im 17. Jahrhundert in Frankreich gestifteten Ordens, dessen Mitglieder auch in Deutschland segensreich wirkten. Nein, Herr Doctor, der sog. „jesuitische Geist“ in den Schulen ist nur ein Hirngespinst, ein Schreckgespenst, eine leere Phrase im Munde von Culturkämpfern.“

„Ich gebe Ihnen ja vollkommen Recht,“ versetzte Streber, der an Herrn Knorr einen mächtigen Bundesgenossen bei Anna und deren Vater zu finden hoffte und deshalb den „Dummheiten“ des alten Mannes willige Concessionen machte, „gewiß, Sie haben Recht; ich bemerkte auch nur, daß die Vertheidiger der confessionslosen Schule von jesuiti=

schem Geiste fabeln, um einen Scheingrund vorzubringen. Es ist eine Schande, daß man diese vortrefflichen Männer aus Deutschland ausgewiesen hat."

„Und ist es nicht ein eigenthümliches Zusammentreffen," fuhr der ehemalige Lehrer fort, „daß gerade jetzt, wo die Schule die Kirche ersetzen und der Lehrer vielfach auch die Stelle des Pfarrers vertreten soll, wo man an die Schule so erhöhte Anforderungen stellt und den ganzen Erfolg des Culturkampfes von ihr erwartet, daß eben jetzt, sage ich, ein so empfindlicher Lehrermangel eingetreten ist, daß hunderte von Schulstellen gar nicht oder in durchaus ungenügender Weise besetzt sind? „Besser keine Schule, als eine solche" — nach diesem Programm arbeitet Herr Dr. Falk weiter und decimirt die Lehrkräfte. Es kommen jetzt in Preußen Dinge zu Tage, die man für unglaublich halten sollte, wären sie nicht völlig unbestritten. Ich kenne mehrere Orte, in denen die Jugend Monate lang ohne jede Aufsicht und jeden Unterricht aufwuchs, weil keine Lehrer vorhanden und zum Besuche auch der nächst liegenden Schulen die Entfernungen doch gar zu weit waren; es sind Fälle gemeldet worden, wo viele Kinder längere Zeit sehr weite, für ihre Gesundheit bei Sommerhitze wie bei Winterkälte bedenkliche Wege zu machen hatten, um die benachbarten Schulen zu besuchen, weil die heimische Schule verwaist war und wegen Lehrermangel nicht sobald wieder besetzt werden konnte. Es kommt sehr oft vor, daß kaum dem Knabenalter erwachsene Präparanden zum Schaden ihrer eigenen Ausbildung und der Bildung der Kinder die selbstständige Leitung von Schulen übernehmen, daß etwas älteren Aspiranten sogar große Schulen ganz übertragen werden, daß wegen Lehrermangel ein Lehrer entweder Hunderte von Kindern zu gleicher Zeit im gleichen

Raume unterrichtet, oder die übergroße Kinderzahl theilt und Halbtagsschule hält. Es ist ein Fall bekannt geworden, wo ein Mädchen, das erst kurz vorher zur ersten heiligen Communion zugelassen war, eine Schule vollständig leitete; in einem anderen Falle zog man einen jungen Mann aus den gebildeten Ständen, der aber für den von ihm gewählten Beruf „verbummelt“ war, ohne weitere gründliche Vorbildung in den Lehrerstand herüber; mehrere Fälle erinnern an die Zeiten, in denen man invalide Soldaten, Handwerker und Leute ähnlichen Bildungsgrades für tauglich hielt, als Lehrer zu wirken. So erhielt in der Nähe von Arnsberg ein Mann, der die Dorfschule besucht hatte, dann neun Jahre als Maurer in die Fremde ging, und ein Anderer, der seit seiner Entlassung aus der Schule als Schreiner gearbeitet hatte, eine Lehrerstelle. Daß bei solchen Verhältnissen unter den Lehrern, und zwar bei den guten, die auf Amt, Ehre und Würde halten, eine große Unzufriedenheit herrscht, ist begreiflich. Eben so ist es erklärlich, wenn die guten Lehrer von den Conferenzen mit Bitterkeit zurückkehren und meinen: „Wir finden uns da nicht mehr unter Collegen, sondern unter aus der Schule entlassenen Kindern.“ Allem Anscheine nach wird man also bald wieder um hundert Jahre auf dem Gebiete der Volksschule zurückgeschritten sein.“

„Schlimm, sehr schlimm,“ bemerkte Streber und entkorkte eine neue Flasche Wein.

„Gewiß ist's schlimm,“ fügte der alte Lehrer hinzu, der sich ordentlich in die Hitze geredet hatte und dem angehenden Kreisschulinspector in's Gewissen sprechen wollte, „und es wäre deshalb sehr angezeigt, wenn die Zeitungsschreiber, Broschüren-Fabrikanten und Volksredner, welche in phrasenhaftem Schwung die Schule als den einzigen

Brunnquell preisen, aus dem in das junge Leben Bildung und Veredlung ströme, mit dem ABC-Büchlein in der Hand den vielen lehrerlosen Kindern wenigstens die Anfangsgründe aller Kenntnisse beibringen wollten. Aber ein solches Ansinnen würden sich die Herren Schulfreunde höchlichst verbitten, denn es ist viel leichter und bequemer, Abends bei Bier oder Wein die confessionslose und Zwangs-Staatsschule als die Morgenröthe der Aufklärung zu begrüßen, als den Schulstaub, will sagen, den duftenden Blüthenthau der Bildung einmal selber zu verkosten."

„Sehr richtig," sagte der Gymnasiallehrer, der jetzt ebenso einsilbig, als er vorher gesprächig war; „er liebte es ja nicht," wie er Anna gesagt, „viele Worte zu machen."

„Und woher rührt heut zu Tage der Lehrermangel?" fuhr Knorr fort. „Man nennt die unzureichende Besoldung als ersten Grund, obschon das nicht ganz richtig ist. Ich erkenne zwar gern an, daß die Gehälter sehr mager sind, denn nach einer amtlichen Statistik gab es in Preußen am 1. September 1874 noch 98 Lehrerstellen mit einem Einkommen von 50—100 Thalern, 308 Stellen mit 100—125 Thalern, 1040 Stellen mit 125—150 Thalern, 4079 Stellen mit 150—180 Thalern, 6675 Stellen mit 180—200 Thalern, 5581 Stellen mit 200—225 Thalern, 5441 Stellen mit 225—250 Thalern, 11,227 Stellen mit 250—300 Thalern u. s. w. Das ist allerdings entsetzlich und sollte man kaum für möglich halten, besonders wenn es heißt, der „preußische Schulmeister" habe bei Königgrätz und Sedan gesiegt und einige Generäle hätten für ihre Mitwirkung bei den betreffenden Siegen vier Millionen Thaler als Geschenk erhalten. Auch

fragt es sich: woher sollen wir das Geld nehmen, da die fünf Milliarden verflogen sind? General Moltke hat erklärt, Preußen und ganz Deutschland müsse noch 50 Jahre auf dem Kriegsfuße leben, bis es seinen Besitz ruhig genießen könne. Das Heerwesen, das alle Jahre kostspielige technische Fortschritte macht, die Festungen, die gebaut werden, beanspruchen so kolossale Summen, daß der Staatskasse nur sehr wenig Geld zur Pflege der Oelbäume des Friedens übrig bleibt. Bei den ohnehin schon drückenden Staatslasten darf die Gemeinde es nicht wagen, ihre Bürger mit höheren Umlagen zu belasten, als unumgänglich nothwendig sind. Dazu kommt noch der gegenwärtige schlechte Stand der Geschäfte, der eine ganz bedeutende Verminderung der Einnahmen zur Folge hat, so daß unter solchen Verhältnissen kaum eine Gehaltserhöhung für die Lehrer beansprucht werden kann.

„Doch gesetzt auch den Fall, es könnte allen nur irgendwie berechtigten Wünschen der Lehrer in Bezug auf ihre materielle Lage Rechnung getragen werden, so glaube ich immer noch nicht, daß dadurch dem Mangel an tüchtigen Lehrkräften abgeholfen würde. Geld allein genügt nicht, um einem jungen Manne jene Opferwilligkeit zu geben, die er zu seinem Berufe unbedingt nöthig hat. Im beständigen Kampfe zu liegen mit der Trägheit, Flatterhaftigkeit und allen Unarten der Kinder, und für alle diese Mühe schließlich oft Undank und zuweilen sogar Feindschaft von den Eltern zu ernten: um das alles auf sich zu nehmen und zu tragen, dazu bedarf es einer wahrhaft sich selbst hingebenden Liebe zur Jugend. Diese Liebe aber wurzelt nur in der religiösen Anschauung von der Würde und Bestimmung des Menschen und in echt christlicher Nächstenliebe. Bloße Bildung und bloße

Humanität hat aber viel zu wenig sittlichen Gehalt, um einen jungen Mann zu einem so mühseligen Beruf zu begeistern. War doch bei den Alten, die gewiß auch sehr auf die wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung ihrer Söhne hielten, der Lehrerstand eben wegen der vielen Mühen, die mit ihm verbunden sind, so gemieden, daß meistens Sclaven zur Erziehung der Jugend verwendet wurden. Damit will ich freilich nicht sagen, daß nicht auch solche Lehrer, welche wenig oder gar keine Religion besitzen, ihrem Berufe gut vorstehen können. Sie können es allerdings, wofern sie nebst großer Befähigung zum Unterrichten auch eine natürliche Zuneigung für die Jugend besitzen, durch welche ihnen die schweren Pflichten etwas erleichtert werden. Solche, ich möchte sagen, geborene Schullehrer kommen indessen nicht so häufig vor. Die meisten müssen sich in ihre Aufgabe hineinleben und hineinarbeiten, und dazu ist gerade die Confessionslosigkeit, welche ein moderner Culturlehrer besitzen soll, das allerschlechteste Mittel.

„Der wahre Grund des Lehrermangels liegt also weniger in den schlechten Besoldungsverhältnissen, als vielmehr in der Abnahme der christlichen Gesinnung unter dem Volke. Diese Thatsache wird von Jahr zu Jahr um so bedenklicher hervortreten, je mehr die neue „Cultur“ in alle Schichten dringt. Immer weniger junge Männer werden sich finden, die Geist und Kraft in sich fühlen, sich mit der Bildung und Gesittung der rohen, wüsten, im modernen Heidenthum aufwachsenden Jugend abzugeben. Und so sehen wir auch hier wieder, wie die moderne Aufklärung selbst auf dem Felde, das sie mit Vorliebe in Anspruch nimmt, in der Schule, nicht aufbauen, sondern nur niederreißen kann. Möchten das alle Die be-

herzigen, welche von der Schule das Heil der Zukunft, die Früchte des Culturkampfes erwarten und die Schule confessionslos, ohne Religionsunterricht wissen wollen."

Der alte Knorr schwieg und Dr. Streber schwieg auch; er sah nachdenklich vor sich hin und mußte sich im Stillen bekennen, daß der alte, ultramontane „Dummkopf" doch sehr vernünftig gesprochen und den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, daß es viel leichter sei, in schönklingenden Culturkampfsphrasen sich zu ergehen, als Besseres zu schaffen.

Drittes Kapitel.

Fröhlich und munter ging's an der reichlich besetzten Hochzeitstafel her. Scherze und Neckereien flogen hinüber und herüber, ernste und heitere Toaste würzten das Mahl. Eine Freundin Anna's feierte nämlich Hochzeit und Anna hatte bei der kirchlichen Trauung als Brautführerin fungirt. Wie herzig Anna aussah in dem weißen Mullkleide, mit den frischrothen Wangen und dem hellblonden Haar, das heute zu Locken geringelt auf Nacken und Schultern frei herabwallte, — ein Bild herzerquickender Jugendfrische und taubenreiner Unschuld. Auch ihr Vater befand sich unter den Gästen, in gewähltem, schwarzen Anzuge, dem kein Stäubchen Mehl anhaftete, was bei dem Mühlenbesitzer Stark schon etwas sagen wollte. Und neben der Braut, einer christlichbraven Frau, die mit Gott ihren neuen Stand angetreten und ihn mit Hilfe Gottes auch zu beenden hoffte, saß der alte Pfarrer und Dechant Scholl, ein würdiger, allgemein beliebter Priester, ein rüstiger Greis, der soeben mit kurzen markigen Worten die Bedeutung der christlichen Ehe betont und auf das Wohl des jungen Paares sein Glas geleert hatte. Ihm gegenüber saß der ebenso alte Lehrer Knorr, heute keine Vorträge über die Schule haltend, sondern heiter wie die Jugend. Die hellen Augen des Siebzigjährigen blitzten, und in jeder Falte des lächelnden Antlitzes saß ein Schelm,

ein lustiger Kobold. Man sah es diesen sonst so ernsten Zügen gar nicht an, daß sie eine solche Fülle von Witz und Humor sprudeln lassen konnten und daß unter diesen silberweißen Haarlocken noch so jugendfrische Gedanken sich wälzten.

Und noch ein Gast war geladen, ein Freund des Bräutigam's, weniger heiter wie der alte Knorr und doch viel jünger an Jahren, der Redacteur der Katholischen Volkszeitung, Joseph Kühn. Er mochte ein angehender Dreißiger sein und war, wie die Damen zu sagen pflegen, ein interessanter Mann. Ohne gerade schön zu sein, hatte er doch angenehme, regelmäßige Züge und ein intelligentes Gesicht. Die hohe Stirn verrieth den Denker, und das durch die Gläser einer goldenen Brille leuchtende Auge war der Spiegel einer offenen Seele, eines geraden Charakters. Er sprach wenig, aber wenn er sprach, hatte jedes Wort Bedeutung, auch im geselligen Kreise. Kühn hatte schon mit siebzehn Jahren sein Abiturienten-Examen bestanden, dann Philologie und Geschichte studirt und mit zwei und zwanzig Jahren war er schon außerordentlicher Professor an der Universität; mehrere literarische Arbeiten hatten in den weitesten Kreisen Aufsehen erregt und ihm in der wissenschaftlichen Welt einen ehrenvollen Namen gesichert. Da er aber bei seiner ultramontanen Gesinnung nicht hoffen durfte, in der staatlichen Carrière Erfolge zu erzielen und eine ordentliche Professur zu erhalten, so hatte er den Lehrstuhl verlassen und die Redactionsfeder zur Hand genommen, deren Schärfe und Gediegenheit seine Gegner ebenso sehr fürchteten, — namentlich war der „alte Fuhrmann" wenig von ihr erbaut, — als seine Parteigenossen sie achteten. Kühn war mehr ernst, als heiter, mehr Gelehrter als jovialer und gewandter Welt-

mann, und den Damen gegenüber mehr schüchtern als gewinnend, — und doch schlugen ihm die Herzen so vieler Damen, wie man sagte, auch Anna's Herz, warm entgegen. Hielt Kühn aber eine Rede, stand er vor einem größeren Publikum, z. B. bei Volksversammlungen und im katholischen Verein, dann floß der Strom der Rede, hinreißend und fesselnd, bezwingend und niederdonnernd. Dann riß er kühn der Lüge die Maske vom Angesichte, dann zeigte er die Wahrheit im vollsten Glanze und die Blößen der Gegner der Wahrheit und des Rechtes in vollster Nacktheit.

Am Nachmittage zerstreuten sich die Hochzeitsgäste in den Garten des Hauses und über die an denselben sich anschließende Wiese. Es war prachtvolles Herbstwetter; man lachte und scherzte, der alte Knorr Allen voran. Die Sonne leuchtete vom klaren Himmel auf die Wiesenblümchen, auf das reifende Obst und auf die fröhlichen Menschen herab. Der alte Lehrer ordnete als Vergnügungsmeister die Paare; der Dechant mußte der Braut den Arm reichen und dem Bräutigam wurde ein altes Mütterchen zugesellt; Anna's Linke legte Knorr mit schelmischem Lächeln in den Arm Kühn's, — der Lehrer schien an den Nebenbuhler Streber gar nicht zu denken, — und Anna erröthete bis in den Nacken hinein.

„Sie sind heute außergewöhnlich ernst," sagte sie nach einer Pause, über die Wiese dahinschreitend, „Sie haben heute noch nicht gelacht, Herr Kühn."

„Das ist allerdings Unrecht von mir, Fräulein Anna, und gerade an Ihrer Seite hätte ich Ursache, fröhlich zu sein. Aber bei den gegenwärtigen wirren Zeitverhältnissen ist das Leben eines katholischen Redacteurs so dornenvoll, daß der Ernst den Scherz überwiegt. Heute noch, bevor

ich hierher kam, erhielt ich eine neue Anklage — wegen Bismarckbeleidigung . . . Doch verzeihen Sie, daß ich Sie mit solchen Dingen behellige."

„Im Gegentheil, ich nehme Antheil daran, wie jeder Katholik Antheil nimmt an dem Schicksal der wackeren Bischöfe, Priester und Redacteure, welche die gute Sache mit Einsetzung ihrer Person und ihrer Freiheit vertheidigen. Also eine Beleidigung des Fürsten Bismarck haben Sie sich zu Schulden kommen lassen?"

„Ja, in einem der letzten Artikel, der meiner Ansicht nach freilich harmlos ist. Aber daß ich verurtheilt werde ist klar, denn wenn der Reichskanzler einen Antrag stellt, so folgt die Strafe fast so sicher, wie der Donner dem Blitz. Irgend eine niedere Denunciantenseele muß sich das Vergnügen gemacht haben, die betreffende Zeitungsnummer dem Fürsten einzusenden. Doch lassen wir die Sache."

Die Heimchen zirpten im Raine des Bächleins, das sich silberglänzend, unter Grashalmen und Schilf fast verborgen, durch die saftige Wiese schlängelte, und die Vöglein zwitscherten und die Schmetterlinge schaukelten über rothen, weißen und gelben Blümchen; Alles war so friedlich, so traulich ringsum, als sei die Erde ein Paradies, wo Zank und Streit, Parteileidenschaft, Hader und Zwist, Kämpfen und Ringen, blutige und unblutige Schlachten, Haß und Neid, Rache und Bosheit, Hinterlist und Tücke gar nicht bekannt seien; das Heu duftete frisch und süß, und buntscheckige Kühe lagen wiederkauend im Grase, verständnißlos in die Leere stierend.

Anna und Kühn waren von den Uebrigen etwas getrennt worden; ob sie dies selbst verschuldet, oder ob man sie absichtlich sich selbst überlassen hatte, Keiner von Beiden

wußte es; zuweilen aber sahen sie, daß der alte Lehrer sein Gesicht lächelnd nach ihnen umwandte, und sie hörten das Kichern und Flüstern der Gesellschaft. Was man nur von ihnen wollte? Was Anna und Joseph sprachen, durfte doch Jeder hören! Oder sahen sie so absonderlich aus? Anna freilich in dem weißen Kleide und dem Lockenhaar, die glich einer Fee oder Wassernixe, die dem Flusse erstiegen war und im Sonnenschein sich erging; aber Kühn in der feierlich schwarzen Kleidung sah doch so prosaisch wie möglich aus. Beide wandelten schweigend dahin; was sollten sie sich erzählen? Alltägliche, nichtssagende Redensarten austauschen, das wollten sie nicht; und das berühren, wovon vielleicht Beider Herzen voll waren, das zu thun, scheuten sie sich. Plötzlich hemmte Kühn den Schritt und Anna fest in's Auge blickend, fragte er: „Es ist also nicht wahr, Fräulein, daß Sie mit dem Gymnasiallehrer Dr. Streber verlobt sind?"

Man hörte es dem Tone der Stimme an und dem tiefen Athemzuge, der diese Frage begleitete, welche Mühe und Ueberwindung es den Mann gekostet, diese Worte über seine Lippen zu bringen. Anna wurde fast böse und schüttelte unwillig den Lockenkopf. „Ich habe schon erklärt, daß dieses Gerücht jeder Grundlage, jedes thatsächlichen Hintergrundes entbehrt, Herr Kühn."

„Ich glaube Ihnen . . . Ich freue mich, daß das Gerücht die Unwahrheit gesprochen, . . . denn es hätte mich schmerzlich berührt."

„Glauben Sie, daß Herr Streber nicht der rechte Mann für mich sei?"

„Hierüber darf ich mir kein Urtheil erlauben; Streber mag besser sein, als irgend ein Anderer; ich stehe ihm fern."

„Interessirt Sie denn mein Geschick so sehr, daß Sie sich schmerzlich berührt fühlen, wenn ich mich verlobe?"

Kühn blickte dem Mädchen voll in die Augen, und ein Strahl unaussprechlichen Glückes, ein Blick, so seltsam, fragend und bangend, hoffend und leuchtend, traf Anna, daß diese unwillkürlich zusammenzuckte und tief erröthete. Hatte sie zu viel gesagt?

„Gewiß interessirt mich Ihr Geschick," rief Kühn begeistert, fast zu laut, — „ich . . . ich weiß ja, daß Sie nur Gutes verdienen, denn ich kenne Sie."

Der Nachsatz war ohne Zweifel der schlechteste und unlogischste, den der ehemalige Professor je an einen guten Vordersatz angeschlossen hatte. Er kannte sie! Ja, das wußte Anna längst, und diese Erklärung hätte ohne Begeisterung, ohne Herzklopfen und ohne das Aufwallen des Blutes erfolgen können. Aber der Redacteur, der die Stirne hatte, der mächtigen Regierung die Wahrheit zu sagen, hatte nicht den Muth, Anna die Wahrheit zu sagen.

Und Anna hatte doch wahrlich mehr gethan, als sie sich selbst verzeihen wollte; sie konnte doch nicht noch weiter gehen und fragen, ob er sie zur Frau wollte! Das wäre vielleicht das Beste gewesen bei diesem gelehrten, berühmten und doch so schüchternen Manne; dann hätte er Worte gefunden und sein Herz hätte sich ergossen wie ein frischer Quell; aber selbst das Zauberwort zu sprechen, das vermochte er nicht . . .

Und er vermochte es doch, d. h. er wollte es wenigstens versuchen, jetzt oder nie!

„Fräulein," begann er mit leise zitternder Stimme, „weil ich Sie kenne, interessire ich mich für Sie . . . Ich denke oft an Sie, . . . sehr oft. Ich weiß, daß Sie

ein edles Mädchen sind, — unterbrechen Sie mich nicht, — ja . . . und daß ich glücklich bin, an Sie denken zu können . . . ."

Weiter kam er aber nicht, der Muth war zu Ende; er wollte in seiner Verlegenheit ein Blümchen pflücken und Anna den lateinischen Namen desselben mittheilen, als das Mädchen der peinlichen Situation durch einen Scherz ein Ende machte. „Herr Kühn," sagte sie lachend, „Sie sollen sehr gut reden können, besonders wenn Sie vor tausend Männern stehen und die Polizei jedes ihrer Worte überwacht, aber Frauen haben Sie gewiß noch keine Vorlesung gehalten. Ich ahne übrigens, was Sie sagen wollen und damit Sie nicht wieder von leeren Gerüchten schmerzlich berührt werden, verspreche ich Ihnen, keinen wichtigen Schritt meines Lebens, so lange ich noch unverheirathet bin, zu thun, ohne Sie vorher um Rath zu fragen."

„Das wollten Sie?" rief Kühn, und sein Auge leuchtete wieder auf; mit beiden Händen hatte er Anna's Rechte erfaßt und sein Blick ruhte stumm und innig in dem treuen, klaren Blicke der Jungfrau; er sagte nichts mehr, er konnte nicht sprechen, denn auf der Brust schien Centnerlast zu liegen, aber in seinem Auge perlte eine Thräne, die langsam über die Wange rieselte. Und plötzlich, wie wenn er sich auf einem Unrechte ertappt und sich geschämt hätte, wandte er sich ab und fuhr mit der Hand über die Augen.

Kühn war ein gelehrter Mann und von großem Geiste, aber sein Gemüth war so rein und weich wie das eines Kindes, seine Liebe so lauter wie Gold und so tief wie das Meer, — aber sagen konnte er es nicht.

In diesem Augenblicke klopfte Jemand auf seine Schulter;

er sah in das schelmisch-lächelnde Gesicht des alten Lehrers. „Einig?" fragte dieser und nickte Anna vielsagend zu. Das Mädchen aber flüsterte ihm laut in's Ohr: „Blamiren Sie sich nicht zum zweitenmal, Herr Knorr!"

Man schritt zurück zu dem Hause; Kühn an der Seite Anna's; er war glücklich und doch unglücklich; er ärgerte sich über sich selbst und wünschte sich meilenweit von dannen . . . .

Viertes Kapitel.

„Ist der Herr Regierungspräsident zu Hause?“

„Ja, ich will Sie anmelden.“

Der Bediente flog die teppichbelegte Treppe hinan und einige Secunden später stand Dr. Streber vor dem Präsidenten, katzenbuckelnd und zusammenklappend wie ein Taschenmesser. Herr Streber war sehr geschmeidig und hätte in Rückgratskrümmungen einem Clown alle Ehre gemacht. Unter fortgesetzten Bücklingen nahm er auf dem Stuhl, den der hohe Beamte mit der Hand bezeichnet hatte, Platz; Streber war äußerst devot gegen „seinen Freund“. Der Regierungspräsident war eine hohe, stattliche Figur, ein Mann, der auch in der äußeren Erscheinung den Posten, den er bekleidete, würdig repräsentirte. Er war ein geborener Diplomat, denn ein freundlich-wohlwollendes Lächeln belebte seine Züge; er sprach gewählt und vorsichtig, jedes Wort prüfend; sein Wesen war gemessen, bestimmt, distinguirt.

„Bringen Sie mir denn endlich bessere Nachrichten, Doctor?“ fragte er, seinen Stuhl herbeirollend; er setzte sich aber nicht, sondern stützte sich mit den Handflächen auf die Lehne und beugte sich etwas nach vorn über, den Gymnasiallehrer scharf fixirend.

„Ein gut Ding will Weile haben, Herr Präsident. Forciren läßt sich das nicht. Ein Gebäude, das in Jahrhunderten, in Jahrtausenden errichtet worden, muß Stein für Stein abgetragen werden.“

„Wie viele Pfarrer haben Sie ausgekundschaftet, die das Staatsgehalt annehmen?“

„Keinen,“ stammelte Streber. „Sie können es absolut nicht thun, sonst sperrt die Gemeinde ihre eigenen Pfarrer. Bald heißt es, um des lieben Friedens willen, muß ich auf das Gehalt verzichten, bald weist man mich schnöde, sogar höhnisch ab.“

Die Stirne des Präsidenten zeigte eine leichte Falte des Unmuthes.

„Ich glaube, Doctor, Sie sind nicht der rechte Winkelried, um in die festgeschlossene ultramontane Phalanx eine Bresche zu schießen.“

„Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, Herr Präsident,“ winselte Streber, „aber Sie haben keine Ahnung von dem Fanatismus und der Erbitterung der Menge.“

„Bis jetzt haben Sie so gut wie gar nichts erzielt,“ fuhr der Präsident unerbittlich fort; „vor einigen Jahren versicherten Sie mich, eine altkatholische Gemeinde hier gründen zu wollen, und im Ganzen brachten Sie es auf vier Unterschriften.“

„Man scheut sich, offen Farbe zu bekennen; der Eine bleibt aus Geschäftsrücksichten zurück, der Andere um des häuslichen Friedens willen, da die Frauen von den Hetzcaplänen im Beichtstuhl in kaum glaublicher Weise bearbeitet werden.“

„Welche Capläne haben dies gethan? Nennen Sie mir Namen.“

„Nun . . . man sagt so.“

„Sie haben ferner die Verbreitung der Broschüren des deutschen Vereins in die Hand genommen. Was haben Sie damit erreicht? Das Volk steckt die Schriften in den Ofen oder liefert sie den Geistlichen aus.“

„Das konnte ich nicht verhüten.“

„Die Art der Zustellung war schon keine besonders geeignete, um Propaganda zu machen; Sie ließen die Hefte unter der Hausthüre in den Flur schieben; warum überreichten Sie nicht selbst den Leuten die Schriften? Das hätte gewirkt.“

„Aber — Herr Präsident . . . .“

„Sie schämten sich doch nicht des Auftrags?“

„Durchaus nicht, ich habe nie aus meiner Gesinnung ein Hehl gemacht, aber die Hauptursache, weshalb der Liberalismus in hiesiger Stadt keinen Boden faßt, ist die Wühlerei des Dechanten Scholl.“

„So? Mir wurde der Mann als ziemlich ruhig und loyal gesinnt geschildert. Er ist ein Siebzigjähriger.“

„Scholl ist der schlimmste Jesuit meilenweit in die Runde; er fanatisirt das Volk von der Kanzel herab und im Beichtstuhl; er hetzt die Arbeiter im sog. katholischen Volksverein, er ist bei allen Wahlagitationen an der Spitze, er ist Mitarbeiter des hiesigen ultramontanen Blattes, kurz, er vereitelt alle meine Bemühungen, alle freiheitlichen Bestrebungen.“

„Woher wissen Sie das Alles?“

„Es ist so, wie ich sage. Und trotzdem ist Scholl noch immer Schulinspector.“

„Die Regierung hatte bis jetzt keinen Grund, ihn des Amtes zu entsetzen; weshalb haben Sie nicht längst eine greifbare Handhabe geliefert, um gegen den Dechanten einschreiten zu können?“

„Ist seine starre Opposition, sein renitentes Verhalten gegen alle Gesetze und Regierungserlasse, seine ganze Denkweise nicht Grund genug, Herr Präsident?“

„Nun; seine Tage als Schulinspector sind gezählt. Gibt's sonst nichts Neues?“

„Daß man im hiesigen Waisenhause die Kinder für den Papst, aber nicht für den Kaiser beten läßt. Ist das nicht eine Demonstration der Nonnen gegen Se. Majestät?"

Der Präsident lächelte und schwieg.

„Sie zürnen mir vielleicht," fuhr der strebsame Doctor fort, dem es etwas unheimlich zu Muthe wurde und der die sehnlichst erwartete Kreisschulinspection durch die Ungnade des hohen Beamten noch nicht in allzu naher Nähe erblickte, „weil ich es nicht vermochte, in hiesiger Stadt und Umgegend mit Erfolg für die nationalen Zwecke thätig zu sein. Es liegt dies aber auch nicht in der Machtsphäre eines einzelnen Menschen, und es ist dies selbst der Regierung mit den bisher gebotenen Mitteln nicht möglich. Der Culturkampf hat thatsächlich nicht Das erreicht, was er erreichen sollte, weit eher das Gegentheil. Er hat zwar auf kirchlichem und socialem Gebiete Ruinen geschaffen, aber der Ultramontanismus blüht üppiger denn je. Wenn Sie mir gestatten, Herr Präsident, will ich Ihnen kurz ein Programm entwickeln, von dem ich mir einen besseren Erfolg verspreche."

„Reden Sie."

„Da die bisherigen Gesetze und Verwaltungsmaßregeln nicht genügen, um die Feinde von Thron und Reich, Gesetz und Ordnung, Recht und Freiheit siegreich zu bekämpfen, nun, so schaffe man sich neue Waffen. Man sorge in erster Linie dafür, daß der ultramontanen Geistlichkeit der Einfluß auf die Schulen gänzlich entzogen werde; man stelle keinen einzigen Geistlichen an, der nicht vorher ausdrücklich Gehorsam gegen die Gesetze und Verordnungen gelobt hätte. Reicht die Bestrafung der ungehorsamen Geistlichen mit Geldbuße oder Gefängniß nicht hin, um sie zur Anerkennung der Gesetze zu zwingen, so

verschaffe man sich die Befugniß, sie abzusetzen; ist die Absetzung noch nicht genügend, so weise man sie einfach aus dem Lande hinaus. Man lasse sich auch nicht durch die Aussicht schrecken, daß auf diesem Wege Hunderte, wohl gar Tausende von Gemeinden ihrer Geistlichen beraubt werden könnten, — besser keine Seelsorger, als staats- und vaterlandsfeindliche Volksverderber! Sollten aber die Gemeinden auf die Seite ihrer Geistlichen treten, so entziehe man ihnen die Vortheile und Privilegien, die sich an die staatliche Anerkennung derselben als selbstständigen Corporationen mit den Rechten einer juristischen Person anknüpfen. Vor allen Dingen aber verschaffe man sich die erforderlichen Handhaben, um die gefährlichste Feindin der staatlichen Ordnung, die ultramontane Presse, zum Schweigen zu bringen."

Der Präsident nickte, doch blieb es zweifelhaft, ob er das drakonische Zukunftsprogramm Streber's billige, oder für die tolle Hirngeburt eines gern gefälligen Rathgebers halte. Er erhob sich, schob den Sessel zurück und gab dadurch unzweideutig zu verstehen, daß die Audienz beendet sei. Unter wiederholten, tiefen Bücklingen und sich dem ferneren Wohlwollen des Herrn Präsidenten bestens empfehlend, verließ Streber das Zimmer. „Sein Freund," der Regierungspräsident aber murmelte, sich wieder an seinen Arbeitstisch setzend: „Erbärmlicher Kriecher!"

Als der Gymnasiallehrer die Straße betrat, begegnete ihm der Dechant Scholl, „der schlimmste Jesuit," — und Streber grüßte ihn in der höflichsten Weise.

Der große Saal des städtischen Kaufhauses war bis auf den letzten Platz gefüllt; Kopf drängte sich an Kopf.

und Tausende von Männern waren der Einladung des Dechanten Scholl gefolgt, welcher eine Volksversammlung zur Besprechung der Schulfrage anberaumt hatte. Ueber der einfachen Rednerbühne thronte die Gypsbüste des heiligen Vaters Pius IX., jenes vielgeprüften und vielgeliebten Papstkönigs, der schon volle dreißig Jahre als Statthalter Christi auf Erden sein hohes Amt verwaltete.

Lautlos horchte die Menge den Vorträgen der Redner, die zwar mit Vorsicht, — denn zwei Polizeibeamten überwachten pflichtschuldigst jedes Wort, — aber auch mit Freimuth und Offenheit das hochwichtige Thema behandelten. Zunächst gab der Vorsitzende das Wort dem Redacteur Kühn, der heute glücklicher Weise nicht vor einer Dame, sondern vor Männern reden sollte.

„Gestatten Sie mir, meine Herren," so begann er mit lauter, wohltönender und im äußersten Winkel des Saales vernehmbarer Stimme, „Ihnen, bevor der Herr Dechant sich über die Schulfrage im Besonderen verbreiten wird, in kurzen Zügen ein Bild über die gegenwärtige Lage der Kirche und der Errungenschaften des Culturkampfes zu entrollen. Vor vier Jahren schrieb der bekannte Prediger Quistrop: „Heute nur ein — Frischauf zum fröhlichen deutschen Kriege wider Rom's schwarze Legionen und zur gründlichen Abrechnung mit diesem ältesten Erbfeinde des Vaterlandes! Und die Parole: „Auf gegen Rom!" war das Feldgeschrei, mit welchem der Sturm gegen die Kirche eröffnet ward. Wie das hagelte und tobte, wie die Wogen donnernd rollten gegen Petri Fels, als wollten sie ihn zermalmen und verschlingen! Aber der Fels stand fest im tosenden Orcane und steht noch! Die sturmgepeitschten Wellen leckten gierig an den Fundamenten und der weiße Gischt spritzte hoch auf; aber

wie die Eiche im Sturme um so festere Wurzeln schlägt und nur einzelne morsche Zweige und faule Blätter abgeweht werden, so trotzte auch die Kirche dem neuesten Orcane, der über sie dahinzog — sie beugte sich wohl den einzelnen Stößen, aber sie brach nicht, und ihre Wurzeln klammerten sich um so fester in die Herzen der Gläubigen. Gesetze auf Gesetze wurden erlassen; die Jesuiten und die ihnen „verwandten" Orden wurden des Landes verwiesen; Tausende von Priestern gesperrt, vor Gericht gestellt, in die Gefängnisse abgeführt, über die Grenze gebracht; Hunderte von Gemeinden sind verwaist; fünf Bischöfe weilen im Auslande, sieben Bischofssitze sind „erledigt"; fast sämmtlichen Geistlichen wurde das Staatsgehalt entzogen; die Klöster wurden aufgehoben und ihre Bewohner sind zum großen Theil schon in fremde Länder gepilgert; die Schulinspection wurde fast ausnahmslos Männern übertragen, die der Regierung genehm sind; altkatholische und protestantische Lehrer erhielten in katholischen Schulen Anstellung; die kleine Schaar der Altkatholiken wurde in jeder Weise vom Staate begünstigt und katholische Kirchen ihnen zugesprochen; die katholischen Zeitungen litten unter dem härtesten Drucke, — und was hat dies Alles gefruchtet? Hat die Regierung ihr Ziel erreicht, sind die Bischöfe und die Priester, wie liberale Zeitungsschreiber prophezeiten, zu Kreuze gekrochen?

„Es ist wahr, die Kirche leidet sehr unter diesen Drangsalen, viele Ruinen bezeichnen den Weg, den der Culturkampforcan genommen, aber innerlich ist die Kirche erstarkt. Erinnern Sie sich, meine Herren, der beispiellosen Begeisterung, mit welcher Tausende von katholischen Männern in Adressen und Deputationen den Bischöfen, bevor diese in die Gefängnisse wanderten, ihre Treue im alten, katho-

lischen Glauben aussprachen; erinnern Sie sich des Schmerzes, der uns durchzuckte, als uns die Kunde ward, daß man die geliebten Oberhirten wirklich verhaftet habe; gedenken Sie, mit welcher Festigkeit Priester und Laien für die Reinhaltung des Glaubens eintraten, wie das katholische Leben allenthalben neuen Aufschwung nahm und auch in den Wahlresultaten sich kund gab, — und da dürfen wir wahrlich sagen: Die katholische Kirche steht fester denn je! Sie gleicht einem Nußbaum; je mehr Früchte dieser Baum trägt, desto mehr werfen die Buben mit Steinen nach demselben.

„Der europäische Friede ist äußerlich seit 1871 erhalten geblieben; im Innern aber, da tobt der Kampf und mit vollster Erbitterung wird er geführt. Die „Liberalen" und die Katholiken stehen einander nicht im bewaffneten, aber im offenen und erklärten Kriegszustande gegenüber. Der Streit wird um weltbewegende Principien geführt und kann darum nicht an der preußischen Grenze stille stehen, sondern das Kriegsgeschrei pflanzt sich fort und findet überall in der Welt Wiederhall. Wenn die drohende orientalische Frage — was der Himmel verhüten möge — einen europäischen Krieg entflammen würde, — der Culturkampf wäre nur sistirt, nicht beseitigt, und würde, wenn die Menschen wieder ruhen, mit erneuter Heftigkeit losbrechen. Der Kampf wird zur Zeit mit einer Hartnäckigkeit geführt, wie sie nur Bürgerkriegen und Religionskriegen eigen zu sein pflegt, und er kann leicht zu der Folge führen, daß die Zerrissenheit Deutschlands wieder mehr in die Breite und Tiefe geht, wie je zuvor, und daß das Land in seiner materiellen, geistigen und sittlichen Culturentwickelung wieder um Jahrhunderte zurückgeschleudert wird. Mag über die Entstehung und die bewegenden

Ursachen des Kampfes auch noch manches Dunkel herrschen, die Thatsache steht unbestritten fest, daß von katholischer Seite eine gegründete Veranlassung dazu nicht gegeben worden ist, daß vielmehr der Alles beherrschende und zersetzende Liberalismus ihn gewollt hat.

„Und was hat dieser unser Vaterland zerfleischende Culturkampf für Früchte gezeitigt? Unzufriedenheit, Rohheit, Schwindel, Niedergang auf allen Gebieten! Nichts als Klagen begegnen wir allenthalben! Klagen auf industriellem Gebiete, Klagen auf dem Gebiete der Schule und auf religiösem Gebiete. Von allen Seiten hört man, wie der religiös=sittliche Ernst immer mehr schwindet, wie ein irreligiöses, wildes, wüstes Treiben immer mehr die Oberhand gewinnt. Kann es anders sein? Die herrlichen Einrichtungen der katholischen Kirche zur Pflege des religiösen Lebens sind dahin; von Missionen, welche so sehr zur Weckung, Erhaltung und Belebung des religiösen Lebens dienten, ist keine Spur mehr vorhanden. Desto mehr aber hat man gepredigt dem Volke durch liberale Zeitschriften, in denen die katholische Kirche verhöhnt und der Materialismus gefeiert wurde; durch unsittliche Romane, durch Tendenzmache auf den Theaterbühnen und durch eine beispiellose Broschürenfluth.

„Mit der Verwilderung und Zuchtlosigkeit der Jugend ist es so schlimm, daß selbst der Minister des Innern Klage darüber erhebt. Es ist wahr: ein ganz anderer Geist ist in den letzten sechs Jahren in unsere Jugend gefahren, und bedenklich ruft man aus: Was soll aus ihr werden? Früher hatten die Orden der katholischen Kirche überall Häuser errichtet, die sich der verwilderten und verwahrlosten Jugend annahmen, um rechtschaffene und gute Staatsbürger heranzuziehen. Wohin sind diese Häuser jetzt?

— Geschwunden, ein Opfer des Culturkampfes. Jetzt ist man zu der Einsicht gekommen, daß man solche Häuser nicht entbehren kann und will sie wieder herstellen auf Kosten der Provinzen. Aber erreichen wird man nie, was die Orden erreicht haben. Geld ersetzt eben die christliche Liebe nicht; darin sind aber Alle einig, daß zur Erziehung einer solchen Jugend eine wahrhaft aufopfernde christliche Liebe gehört.

„Die Culturkämpfer haben den großen Fehler gemacht, daß sie die Macht und Größe der katholischen Kirche unterschätzten; jetzt erkennen sie, daß Niederreißen leichter ist, wie Aufbauen; jetzt sehen sie ein, daß die Kirche groß, einig und mächtig ist und mit Phrasen und Gefängniß nicht aus den Angeln gehoben werden kann. Ist sie es doch, welche die heilsamsten und kräftigsten Mittel zur Veredlung des Geistes in sich schließt, welche die christliche Cultur in alle Länder der Erde, also auch nach Deutschland, gebracht hat, — und diese Culturbringerin will man mit sog. moderner „Cultur" bekämpfen?!

„Auf sittlichem wie volkswirthschaftlichem Gebiete haben wir nur Ruinen, welche der kirchenpolitische Kampf geschaffen. Auf der einen Seite Zuchtlosigkeit und Rohheit, Abnahme jedes positiven Glaubens, ungetaufte Kinder und kirchlich nicht getraute Ehepaare, Schwindel und Gründerthum, Genußsucht und die in's Leben übertragenen Theorien des Materialismus, auf der andern Seite Rückgang in der Industrie, Geschäftslosigkeit, Unsicherheit, Mißtrauen, und als Arabesken umschlingen das düstere Gemälde Verfolgungssucht, Kriecherei und erbärmliche Angeberei.

„Rein und hehr steht einzig die alte katholische Lehre da; bleiben wir ihr treu in allen Stürmen, und je mehr Muth heut zu Tage nöthig ist, sich als Katholiken zu be-

kennen, je entschiedener die Forderung an Jeden herantritt, Farbe zu bekennen, um so lauter wollen wir es thun!"

Jetzt betrat der greise Dechant die Rednerbühne. „Christliche Familienväter," so begann er, „an euch wende ich mich, um diejenige Frage, welche uns augenblicklich am meisten beschäftigt, kurz zu beleuchten, ich meine die Schulfrage.

„Sie brennt bekanntlich schon lange, denn das Ziel, auf das man lossteuert, ist die confessions- d. h. religionslose Schule. Direct geht man zwar nicht darauf aus; man sucht sie unter dem Namen Simultan- und Communalschule einzuführen. Der Stein des Anstoßes ist der Religionsunterricht. Wie der Jude, der Liberale und der Protestant es nie zugeben werden, daß ihre Kinder in der katholischen Religion unterrichtet werden, ebenso werden die katholischen Eltern mit ängstlicher Sorgfalt darüber wachen müssen, daß ihre Kinder in keiner andern, als der katholischen Religion unterrichtet werden. Wo will man aber mit der Religion in einer confessionslosen Schule bleiben? Die Ansichten sind getheilt. Der Protestantenverein, welcher mit vollen Segeln auf die Staatskirche zueilt, stellt den Grundsatz auf, die Religion darf aus der Schule nicht entfernt werden und muß unter Aufsicht des Staates stehen. Wenn aber der Staat die höchste Behörde auch in religiöser Hinsicht ist, so wäre hiermit die sog. Staatsreligion geschaffen. Würde dies durchgeführt, so könnten in unserem Vaterlande wohl ähnliche Dinge zu Tage treten, wie wir sie im „humanen" Rußland erblicken. Deshalb sind Andere der Ansicht, man müsse die Religion ganz aus der Schule entfernen. Für die höheren Schulen soll dies bereits eine beschlossene Sache sein, in Betreff der

Elementarschulen schwankt man noch. Geschieht dies aber, so beraubt man die Schule des Hauptbildungsmittels, denn dann hörte sie auf, eine religiös-sittliche Erziehungs-Anstalt zu sein.

„Da die kirchenpolitischen Gesetze bis jetzt keine Früchte im Sinne der Liberalen getragen, so setzt man seine ganze Hoffnung auf das in Aussicht stehende Unterrichtsgesetz. So schrieb jüngst noch ein Berliner Blatt: „Das zukünftige Unterrichtsgesetz ist vielleicht das bedeutsamste Werk, zu dem die preußische Landesvertretung auf Jahrzehnte hinaus zusammentritt, denn was jetzt versäumt würde, müßte sich rächen an Generationen." Ich stimme hiermit ganz überein, nur sind meine Anschauungen von der nothwendigen Beschaffenheit des Unterrichtsgesetzes, was wenigstens die dabei bezweckte Absicht betrifft, so ziemlich entgegengesetzter Art. Was die Liberalen unter einem guten Schulgesetze verstehen, ist bekannt. Die Frage, welche Stellung das Christenthum in den Schulen einnehmen wird, ist dabei die Hauptfrage und Alles, was in den liberalen Zeitungen über das Schulgesetz geschrieben wird, bezieht sich auf diese, allerdings schwierige Frage. Aber sie ist erst schwierig geworden durch den Culturkampf, oder vielmehr durch das Schulaufsichtsgesetz, welches den Staat zum alleinigen und souveränen Herrn in der Schule gemacht hat, und durch das Civilstandsgesetz, in Folge dessen für die nächste Zeit große Massen von deutschen Heidenkindern in die Schulen eintreten werden. Dadurch ist in unsere Schulverhältnisse, wie sie geschichtlich geworden, eine große Verwirrung gekommen.

„Unsere Schulen, höhere wie niedere, insbesondere aber die Volksschulen sind bekanntlich kirchlichen Ursprungs. Jahrhunderte lang hat sich der Staat so gut wie gar nicht

um die Schule gekümmert; ihre Verwaltung war Sache der kirchlichen Behörden, und weitaus die meisten sind aus kirchlichen Mitteln gegründet und unterhalten worden, und wenn heute alles Gut, was kirchlichen Ursprungs ist, aus den Schuldotationen zurückgezogen würde, so möchte wohl der größte Theil sämmtlicher Schulen nicht im Stande sein, weiter zu existiren. Bekanntlich nahm die christliche Religion in den deutschen Schulen immer eine centrale Stellung ein, weil die christlich-deutsche Pädagogik die Schule in erster Linie als Erziehungsanstalt ansah und das Christenthum das wichtigste und beste Erziehungsmittel ist und man erkannte, daß eine Erziehung nichts taugt, die nicht von vorneherein für den Menschen die großen sittlichen Fragen nach dem zeitlichen und ewigen Heile in den alle anderen Fragen und Interessen beherrschenden Mittelpunkt des Lebens stellt. Nachdem der Staat die Güter der Kirche eingezogen hatte, und sie selbst arm und unterstützungsbedürftig geworden war und die Opferwilligkeit des Volkes durch die immer größer werdenden öffentlichen Lasten und andere Dinge sehr abgenommen hatte, und die Schenkungen an die Schulen eben so abnahmen, wie die an die Kirchen, stellte sich heraus, daß die Kirche nicht mehr im Stande war, auch für die äußeren Bedürfnisse der Schule zu sorgen. Man schob nun alle Last allein auf die Gemeinde, und der Staat sträubte sich lange, hilfreich einzutreten, trotzdem die Entwerthung des Geldes und die Steigerung der Preise die Zulänglichkeit der alten Schulbesoldungen weit hinter sich gelassen hatte, wodurch dann der Nothstand der Lehrer entstand.

„In neuerer Zeit hat der Staat die Schule ausschließlich in seine Hand genommen; Kirche und Familie sind nur noch in so weit in der Schule berechtigt, als der

Staat es zuläßt. Es sind nun aber Conflicte mit den Elementen, welche in dem Christenthum das Heil der Welt, das wichtigste Erziehungsmittel, die Grundlage der Sittlichkeit wie unserer ganzen Cultur und die Schutzwehr gegen das Eindringen des Materialismus und Socialismus sehen, gar nicht zu vermeiden, und dieselben werden um so größer, als sich die Gegner des Christenthums an den Staat hängen und ihn nun auf einer religionslosen Bahn gerade der Schule gegenüber immer weiter zu drängen suchen.

„So stellen sich jetzt die völlig atheistischen Bestrebungen unter die Fittige des Staates und agitiren als angebliche Staatsfreunde im Namen des Staates theils für die Confessionslosigkeit der Volksschule, theils für freigestellten Religionsunterricht, theils auch für völlige Entfernung desselben aus der Volksschule. Sie haben den Vortheil, daß sie ihre eigentlichen Zwecke gar nicht zu nennen brauchen; sie sagen nur: der Staat ist durch das Schulaufsichtsgesetz Herr der Schule und durch das Civilstandsgesetz ist die Religionslosigkeit des Staates außer Frage gestellt. Wie kann der religionslose Staat in seinen Schulen die Kirche oder die Religion der Kirche dulden? Entweder der Staat läßt einen Religionsunterricht ertheilen, wie er ihm für seine Zwecke paßt, oder, was richtiger ist, er verweist die Religion ganz aus der Schule und überläßt es den Eltern eben so, ob und in welcher Religion sie ihre Kinder erziehen wollen, als er es ihnen überläßt, ob sie dieselben taufen lassen oder nicht. Das sind Gründe, welche dem gesunden Menschenverstande einleuchten und gegen deren logische Richtigkeit auch der Staat nichts sagen kann. Er ist also genöthigt, mit diesen Leuten, die sonst nach ihrer politischen Farbe Radicale und nach ihrer religiösen Atheisten

sind, zu gehen und sie als seine Bundesgenossen und Freunde gegen die religiös christlich und politisch conservativ Gesinnten, welche den confessionellen Charakter der Schule beibehalten wollen, anzusehen. Für den Staat ist dadurch eine Lage geschaffen, die ihn immer mehr in das Fahrwasser des Radicalismus hinabzieht. Die politische Consequenz des Culturkampfes ist der Radicalismus, wie seine religiöse in erster Linie die Gleichgiltigkeit oder Feindschaft gegen die Kirche und in zweiter der Atheismus ist. Daran wird kein Raisonnement etwas ändern.

„Der Cultusminister Dr. Falk hat im Frühjahr 1876 für das Verhalten des Staates in der Religionsunterrichtsfrage folgende ganz unhaltbare Grundsätze aufgestellt: 1) die Ertheilung des schulplanmäßigen Religionsunterrichtes gebührt nicht dem Geistlichen, sondern dem vom Staate geprüften, angestellten und beaufsichtigten Lehrer; 2) die Leitung des Religionsunterrichtes verbleibt der Kirche (Art. 24 der Verfassung), so lange sie dieselbe durch Organe ausführen läßt, welche durch ihr Verhalten nicht die vom Staat mit der Erziehung der Jugend durch die Volksschule verfolgten Zwecke gefährden; 3) eine Einwirkung auf den sachlichen Inhalt des Religionsunterrichtes steht der staatlichen Aufsichtsbehörde nur in so weit zu, als der Religionsunterricht nichts enthalten darf, was den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten zuwiderläuft (Art. 12 der Verfassung).

„Es versteht sich aber von selbst, wenn die Kirche nach Art. 24 der Verfassung den Religionsunterricht leiten soll, und wenn sie über den sachlichen Inhalt desselben befinden soll, daß sie dann auch über die religiöse Bildung und Qualification der Lehrer zu befinden, d. h. die Lehrer zu prüfen hat; und so stößt schon in diesen drei Sätzen der

dritte den ersten um und gibt ein treffendes Bild von der Unhaltbarkeit des Falk'schen Standpunktes. So lange wir in Deutschland eine christliche Kirche, christliche Familien und demgemäß auch christliche Kinder haben, so lange der Schulzwang für die öffentlichen Schulen besteht, muß der Staat sich in der Schule mit der Kirche und der Familie vertragen. — Will er das nicht, so muß er den Schulzwang aufheben und muß es der Familie und der Kirche freistellen, Schulen zu errichten und ihre Kinder in dieselben zu schicken. Denn der Staat kann weder den Kindern eine von ihm eingeführte Religion aufzwingen, noch kann er es der Kirche wehren, die Kinder, welche sie getauft hat, mit dem Willen der Eltern zu unterrichten. Wir sehen also, wenn nicht Alles aus Rand und Band gehen und die heilloseste Verwirrung einreißen soll, dann muß der Staat seine abstrakte liberale Culturkampf-Politik verlassen und sich auf den Boden der thatsächlich gegebenen Verhältnisse stellen. Auf andere Weise ist ein gutes Schulgesetz nicht zu erwarten."

Stürmischer Beifall und lautes Bravo unterbrach hier den Redner, der in ruhiger, aber eindringender Weise, ohne Pathos und Leidenschaftlichkeit sein Thema bisher entwickelt hatte; Dechant Scholl verschmähte es, durch Geberdenspiel nach Art vieler politischen Redner seine Worte zu unterstützen und ihnen durch sog. oratorische Künste Nachdruck zu geben; aber was er sagte, ging zum Herzen, denn die Begeisterung, die aus seinen Augen leuchtete und der Ton seiner Stimme bekundeten, daß er aus vollster Ueberzeugung sprach, und eben deshalb überzeugte er auch die Zuhörer von der Wahrheit seiner Worte. Den beiden Polizeibeamten schien der Beifall nicht sonderlich zu gefallen, denn sie rückten unruhig auf ihren Stühlen hin und her

und drehten die Bleistifte zwischen den Fingern; Jeder hatte schon einen ganzen Bogen voll Notizen niedergeschrieben, um genauen Rapport erstatten zu können, aber zur Auflösung der Versammlung hatte sich noch keine Handhabe geboten.

„Man will die Religion," fuhr der Dechant fort, „diese einzige Grundlage der Sittlichkeit in der weitesten Bedeutung des Wortes, aus den Schulen entfernen zu einer Zeit, wo Zuchtlosigkeit und Rohheit im Lande überhand nehmen, wo die Brutalitätsstatistik erschreckende Zahlen aufweist, wo die Gefängnisse und Zuchthäuser nicht mehr genügen, das Gesindel und die Verbrecher zu fassen, und wo sogar ein Staatsprocurator in Hamburg die Einführung der Prügelstrafe verlangt. Der Minister des Innern, Graf zu Eulenburg, hat Angesichts der zunehmenden Rohheiten der Jugend ein Rescript an die Regierungs-Präsidenten erlassen, worin derselbe u. A. bestätigt, „daß die Zuchtlosigkeit und Verwilderung unter der Jugend in einer Weise zunimmt, die mit den ernstesten Gefahren für unsere öffentlichen Zustände verbunden ist." Ich kenne ferner eine Stadt, wo kürzlich die Magistrats-Personen darüber in Berathung getreten sind, „ob es nicht angebracht sei, in den Schulen die Prügelstrafe wieder einzuführen, da sonst die liebe Jugend nicht mehr zu bändigen sei."

„Und Angesichts solcher Zustände und der selbst amtlichen Klagen über die Zügellosigkeit der Jugend, die überall da auftritt, wo die liberalen Grundsätze in der Erziehung zur Geltung kommen, will man die Religion aus der Schule beseitigen! Als ob die Ruthe die Religion ersetzen könnte, und als ob man mit Humanitäts-Phrasen sittlichbrave Menschen erziehen könnte! Sehr bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht eine der Resolutionen, welche der pro-

testantische Congreß für innere Mission, der jüngst in Danzig tagte, gefaßt hat. Dieselbe lautet: „Insbesondere ist das Princip der religionslosen und confessionslosen Schule, sowie die grundsätzliche Umwandlung der confessionellen in sog. Simultanschulen, vorbehaltlich etwaiger durch besondere Verhältnisse gebotener Ausnahmen, als der Erziehungsaufgabe der Schule gefahrdrohend zurückzuweisen, und sind daher dahingehende Maßnahmen nach Kräften abzuwenden.“ Und selbst der Provinzialschulrath Dr. Schrader stimmte dieser Resolution bei.

„Ist es nicht auffallend, daß Leute, die den Katholicismus mit Haut und Haar verschlingen möchten, ihre Kinder dem katholischen Clerus zur Erziehung übergeben, wie dies ganz besonders in Belgien der Fall ist? „Man hat vor nicht langer Zeit,“ so erzählt der liberale Professor Emil v. Laveleye in Lüttich, „gewisse Führer eines noch dazu sehr scharfen Liberalismus getadelt und nicht mit Unrecht, daß sie ihre Kinder den Unterrichtsanstalten des Clerus anvertrauen, während sie doch dessen freiheitsmörderischen (!) Bestrebungen ohne Unterlaß und mit leidenschaftlicher Heftigkeit denunciren; es läßt sich dieser Widerspruch jedoch erklären.“ Und diese „Erklärung“ entnimmt der liberale lütticher Professor dem Buche eines liberalen Collegen von der Universität Gent, des Professors der Jurisprudenz, Dr. Laurent, eines bekannten Geschichtsschreibers und Politikers, welcher in einem seiner Werke: „La religion de l'avenir“ also schreibt:

„Warum sie (diejenigen Liberalen, welche in einem Lande der Unterrichtsfreiheit ihre Kinder in katholische Schulen schicken) so handeln? Ich will es euch sagen. Sie thun es, weil ihnen eine innere Stimme sagt, daß es ohne Religion auch keine Moral gebe. Sie mögen immerhin die Kirche,

in der sie geboren sind, verlassen, sie mögen den römischen Katholicismus weit von sich stoßen und schmähen — nichts desto weniger treibt sie ein unwiderstehliches Gefühl, so zu handeln. Mögen sie so inconsequent erscheinen, wie nur denkbar, so wollen sie eben doch, daß ihre Kinder religiöse Gefühle eingepflanzt erhalten, und sie kennen kein anderes dazu befähigtes Organ, als die Kirche. So geschieht, daß sie trotz aller Antipathien ihre Söhne und Töchter der Kirche zur Erziehung übergeben. Was bleibt ihnen auch anderes übrig? Wer, außer dem Priester, soll denn die religiösen Lehren ertheilen, die sie für unerläßlich erachten? Der Vater gewiß nicht, denn er hat selbst keinen Glauben; eben so wenig die Mutter, denn sie würde das Kind in dem Aberglauben (!) erziehen, in dem sie selbst sich bewegt. Somit würde das Kind überhaupt ohne Glauben aufwachsen. Dazu würde sich eine fernere Gefahr gesellen. Ein jugendliches Geschöpf nämlich, welches außerhalb eines Cultus überhaupt erzogen worden wäre, würde sich durch Beispiele einnehmen lassen, es würde einen Bekehrer oder eine Bekehrerin finden und trotz des elterlichen Willens katholisch werden."

„Sie sehen also, meine Herren, aus diesen Worten, welche Laveleye mit dem Zusatze bekräftigt, „dies ist die Wahrheit, mitten aus dem Leben gegriffen," wie die Liberalen, auch wenn sie noch so sehr über die Kirche schimpfen, ihre Schulen schätzen und für unentbehrlich erklären. Und welche Unzahl von Beispielen, auch aus Deutschland, könnte ich zur Bestätigung von Laurent's Worten anführen!

„Man hofft Alles von den neuen Schulen nach liberalem Schnitt, — hätte man nur Schulen und Lehrer; aber die Ordensleute, welche sich mit der Erziehung befaßten, sind ausgewiesen, und der Ersatz fehlt.

Von Quartal zu Quartal mehrt sich die Zahl der erledigten Schulstellen. Ich will Ihnen nur die Zahlen aus dem kleinen Nassau anführen; Sie mögen hieraus die Schulzustände in dem großen Preußen berechnen. Dort sind schon längst 108 Stellen unbesetzt; in letzterer Zeit wurden 42 neue Stellen gegründet und an 250 Schulen kann nur Halbtagsunterricht ertheilt werden. Das nennt man die Reform = Aera des Cultusministers Falk!

„Wie betrübend ist die Statistik, welche in der jüngst in Berlin abgehaltenen General=Versammlung des Brandenburgischen Provinzial=Lehrer=Verbandes vorgetragen wurde! Nach dieser sind nicht weniger als zwei Fünftel aller in der Provinz Brandenburg nothwendigen Lehrerstellen gar nicht, oder so ungenügend besetzt, daß einzelne Lehrer bis zu 300 Kindern unterrichten. Um einzelne Kreise zu nennen, so fehlen im Soldiner Kreise 42 Lehrer, im Angermünder Kreise 52, im Landsberger Kreise 50 Lehrer. Im Ganzen fehlen in der Provinz Brandenburg, also im Herzen der preußischen Monarchie, 1600 Lehrer! Und dies in einer Provinz! In ganz Preußen sind zur Zeit 4580 Schullehrerstellen nicht ordnungsmäßig besetzt, — ein trauriger Revers zu dem geflügelten Worte: „Besser keine Schulen, als solche!"

„Aus der Aufgabe, die sich die christliche Pädagogik gestellt hat, geht das richtige Verhältniß der Schule zur Kirche klar hervor. Von einem abstrakten, allgemeinen Christenthum darf bei der Erziehung der Jugend niemals die Rede sein, sondern von dem Christenthum als Kirche. Wie der Staat mit vollem Rechte von seinen Bürgern verlangt, daß sie nicht einem abstrakten, nur im Begriffe allgemein existirenden Staate angehören, sondern vielmehr dem bestimmten concreten Staate; wie er fordert, daß seine

Bürger nicht nur jene Gesetze befolgen, welche in allen Staaten gelten, sondern auch die, welche in ihm, dem persönlichen Staate gegeben werden, — so muß auch die Kirche fordern, daß ihre Glieder speciell ihr angehören, ihren Vorschriften gehorchen, und nicht blos Das glauben, was etwa in allen oder den meisten religiösen Genossenschaften anerkannt wird, sondern ohne irgend welche Ausnahme Alles, was sie als zu ihrem Wesen gehörig verkündet. Die erste erziehliche Einwirkung gibt zumeist dem ganzen späteren Leben seine Richtung und jene Empfänglichkeit, auf welcher später jede Erziehung fußt. Trifft das Wehe, das Christus über Die gerufen hat, welche eines der Kleinen ärgern, nicht in erster Linie die Eltern, welche die religiöse Erziehung der Kinder vernachlässigen, oder die doch nicht mit aller Energie gegen eine Erziehung protestiren, die jedem positiven Christenthum abhold ist? Es ist ihre heiligste Pflicht, mitzuwirken, so viel in ihrer Kraft steht, daß der christliche Geist in der Schule gewahrt und gepflegt werde, daß wir nicht auf den Standpunkt zurückkehren, der auch das stolze Volk der Römer von der Bühne der Geschichte verschwinden machte.

„So lange das Christenthum besteht, ist die Pädagogik bis in dieses Jahrhundert, Rousseau und seine Anhänger, die Väter der französischen Revolution, ausgenommen, im Allgemeinen eine christliche gewesen. Die Pädagogik ist eben keine selbstständige Wissenschaft, sie wird vielmehr wesentlich von den religiösen Grundsätzen und den philosophischen Anschauungen der Pädagogen bestimmt. Nachdem nun aus verschiedenen Gründen in den letzten hundert Jahren religiöser Unglaube immer mehr sich verbreitet, hat sich denn auch eine Pädagogik herausgebildet, die alle Erziehung, also die Schule, vom christlich-religiösen Boden

ablösen will. Hören Sie, was ein verdienter Schulmann über diese moderne, confessionslose Schule sagt: „Während also bisher die Religion in der Volksschule nicht nur der Hauptunterrichtsgegenstand war, sondern überhaupt den ganzen Schulunterricht durchdrang, da sie die erziehliche Thätigkeit der Schulen bedingte: schließt die confessionslose Schule jeden confessionellen Religionsunterricht aus. Denn wenn auch hier und da den einzelnen Geistlichen einige Schulstunden in der Woche offen gelassen werden, in denen sie den Kindern ihrer Confession Religionsunterricht ertheilen können, so ist das doch nicht ausreichend. Es hat dies denselben Nutzen, wie der theoretische Unterricht in einer fremden Sprache während einiger Schulstunden wöchentlich, dem die Uebung darin durchaus abgeht. Es liegt auf der Hand, daß dadurch eine wahrhaft religiöse Erziehung, ein Durchdrungenwerden der Kinder von den religiösen Grundsätzen schwer möglich ist. Aber eben das ist der Zweck der confessionslosen Schule. Freilich will man das jetzt noch nicht so allgemein verrathen; man schützt darum andere Zweckmäßigkeitsgründe vor, deren Gehaltlosigkeit jedoch nur dem Unverstande oder dem bösen Willen entgehen kann."

„Wie bereits mein Vorredner ausführte, sind die Geistlichen mit wenigen Ausnahmen aus den Volksschulen verbannt, sie, die Diener der Kirche, werden aus der Schule hinausgewiesen, wenn sie dort erscheinen, um der Jugend die Heilswahrheiten ihrer Religion zu verkünden, — um „den schädlichen Einflüssen eines solchen Unterrichtes vorzubeugen"!! Muß da nicht nothwendig das religiöse Gefühl der Jugend zu Grunde gerichtet, muß da nicht Gleichgiltigkeit, ja Verachtung gegen ihre Religion in die jungen Herzen gesäet werden, wenn

man den Trägern der Religion in solcher Weise entgegentritt und sie als „Reichsfeinde" an der Ausübung ihrer heiligsten Pflichten hindert? Das Kind hat noch kein Urtheil in der ganzen Angelegenheit; es weiß nicht, daß all' die Beschuldigungen, womit man die katholischen Geistlichen überhäuft, böswillige Verläumdungen sind, und es bleibt deshalb seiner Religion, wenn es so weiter gehen soll, entfremdet, und es scheint, als ob man sich dieses gerade auf gewisser Seite zur Aufgabe gestellt hätte.

„Die Kirche ist die uns von Gott selbst eingesetzte und geleitete Lehrerin der Religion und diejenige Anstalt, welche die eigentliche Erziehung der Menschheit zur Aufgabe hat. Nur die Kirche hat die Mission zum Lehramt in Religion und Sitten für alle Zeiten und Orte erhalten, und wer sich daher dem Lehramte widmen will, der muß sich auch ihr unterordnen, von ihr die Vorschrift und Vollmacht entnehmen. Deshalb ist der Lehrer und insbesondere der Religionslehrer als ihr Mitarbeiter, ihr Diener zu betrachten, welcher in Betreff des Religionsunterrichtes allein von ihr Auftrag und Unterweisung zu empfangen hat und in dieser Beziehung nothwendig ihrer unbedingten Leitung unterworfen ist. So lange der christliche Staat Religionsunterricht in den Schulen ertheilen läßt, muß dies von Seiten der Kirche, ihrer Diener geschehen, und wenn die Regierung Lehrer und Lehrerinnen damit beauftragt wissen will, die ihre Befähigung dazu nachgewiesen haben, so frage ich: vor wem sollen sie denn diese Befähigung nachweisen? Etwa vor einem protestantischen Regierungsrathe oder einem altkatholischen Pfarrer?

„Ich habe Ihnen so eben, m. H., die Verfügung mitgetheilt, welche der Cultusminister am 16. Februar

1876 erlassen hat und in welcher der Standpunkt der Staatsregierung gegenüber der Ertheilung des katholischen Religionsunterrichtes mit dankenswerther Offenheit dargelegt ist. Es sind drei durchschlagende Grundsätze, welche in dem Rescript als Richtschnur für den Staat aufgestellt werden. Auf den Widerspruch, den diese Sätze unter sich haben, habe ich schon hingewiesen, auf eine Erörterung aber, ob dieselben den bestehenden Gesetzen entsprechen, lasse ich mich nicht ein, denn die Kirche erörtert ihre Rechtsansprüche in letzter Instanz überhaupt nicht auf dem Böden der Landesgesetze, sondern auf dem Boden ihres göttlichen Stiftungsgesetzes. Nicht unter Berufung auf das Landrecht, nicht unter Betonung der Einzelgesetzgebung der von der Krone Preußen erworbenen Landestheile verlangt die Kirche die Leitung und Ertheilung des Religionsunterrichtes, sondern gestützt auf die von ihr behauptete göttliche Sendung. Die Kirche kann also gar nicht anders, als den Staatsgrundsätzen ihre Grundsätze entgegenzustellen. Sie sagt: „Die Ertheilung des Religionsunterrichtes ist ausschließlich Recht und Pflicht der Kirche. Niemand darf Religionsunterricht ertheilen, der nicht die kirchliche Sendung dazu erhalten hat. Kann mit der staatlichen Schulaufsicht rücksichtlich eines schulplanmäßigen Religionsunterrichtes eine Vereinbarung getroffen werden, so hat es dabei sein Bewenden. Kann eine solche Vereinbarung nicht herbeigeführt werden, so bestreitet die Kirche dem Staate jedes Recht, die Ertheilung des Religionsunterrichtes zu ordnen. Dagegen müßte die Kirche, wenn das Staatsschulwesen in seiner ganzen Schärfe durchgeführt wird, sich auch darin fügen, daß die Ertheilung des Religionsunterrichtes ganz aus der Schule entfernt werde.“ Das ist so klar, daß jedes Wort der Be-

weisführung überflüssig ist. Die Kirche sagt ferner: „Auch rücksichtlich der Leitung des Religionsunterrichtes findet derselbe Grundsatz Anwendung. Vertragen sich Staat und Kirche über die Organe, denen die Leitung anzuvertrauen sein möche, so ist das gut für beide. Vertragen sie sich nicht, so leitet der Staat, was in seine Hand sich fügen muß, und läßt die Kirche leiten, was sie für das Heil ihrer Angehörigen allein besorgen zu können behauptet. Ein ursprüngliches, aus dem Wesen der Staatshoheit hervorgehendes Recht, den Religionsunterricht zu leiten, bestreitet die Kirche dem Staate schlechtweg, gleichviel unter welcher Form das Ansinnen an sie herantritt."

„Eine ärgere Begriffsverwirrung ist gar nicht denkbar, als diejenige, welche augenblicklich auf dem Gebiete des Unterrichtswesens herrscht. Der Staat redet von Rechten auf den schulplanmäßigen Religionsunterricht und vergißt ganz, daß diese aus einer Zeit stammen, wo Kirche und Staat diese Angelegenheit gemeinsam ordneten. Er vergißt, daß diese Rechte ihrem Wesen nach, weil sie über den natürlichen Grenzkreis des Staates hinaus sich erstrecken, nur auf Grund einer ausdrücklich formulirten, oder thatsächlich geleisteten Zustimmung der Kirche entstehen konnten. Löst sich dieses Verhältniß, so erscheint denkbar und zuläſsig, daß der schulplanmäßige Religionsunterricht aufhört; es bleibt aber absolut undenkbar und unzulässig, daß der Staat der Rechtsnachfolger in das geheiligte Erbe der Kirche werde.

„Endlich sagt die Kirche mit vollster Offenheit: „Eine Einwirkung auf den sachlichen Inhalt der Religionslehre steht der staatlichen Schulaufsichtsbehörde gar nicht, in keiner Form, unter keiner Voraussetzung zu." Die Lehre der kathol. Kirche ist weltbekannt; ihre Katechismen liegen

vor Aller Augen; ihre wissenschaftlichen Vertreter können jederzeit gehört, ihre ordnungsmäßig berufenen Oberhirten können immer um endgültige Entscheidung angegangen werden. Will die Staatsregierung gleichwohl eine mißtrauische Ueberwachung der Religionslehre, die Millionen preußischer Staatsbürger den Weg zum Himmel zeigt, anordnen, weil sie eine Schädigung des Staates fürchtet, so mag sie die Lehre der Kirche nur einfach verbieten.

„Ob der Staat sich der Worte Windthorst's erinnert: „Die Schule ist der Boden, auf dem sich Staat und Kirche die Hand reichen?" Ich bezweifle es. Die Pfarrer der Diöcesen Paderborn und Münster haben zwar der Regierung den Weg gezeigt, auf dem sich eine friedliche Lösung des allergefährlichsten Conflictes, der sich nur denken läßt, angebahnt werden kann. Der Herr Minister darf nur die Lehrer anweisen, in Sachen des Religionsunterrichtes den Weisungen der Pfarrer Folge zu geben; allein nach den neuesten Berichten solcher Blätter, die mit der Regierung sehr nahe Fühlung haben, ist daran nicht zu denken. Wenn das, was man über die Ertheilung und Leitung des katholischen Religionsunterrichtes in den Volksschulen mittheilt, Norm und Regel werden sollte, dann kann nach meiner Meinung von einer Freiheit der katholischen Eltern, ihren Kindern in der Schule einen Religionsunterricht nach ihrem Glauben geben zu lassen, fortan keine Rede mehr sein. Nur der Religionsunterricht zur Vorbereitung auf die Beichte und die heilige Communion ist dann den Decreten der Staatsgewalt nicht unterstellt. Die Bestimmungen sind jetzt dahin zusammengefaßt, daß der besagte Unterricht von durch den Staat berufenen oder zugelassenen Organen ertheilt wird, denn, heißt es, „er unterliegt wie jeder andere Zweig des Unterrichtes, der

Aufsicht, welche der Staat in Gemäßheit des Gesetzes vom 11. März 1872 über den gesammten Unterricht einer jeden Schule zu üben hat. Die Organe der staatlichen Schulaufsicht haben das Recht und die Pflicht, dem Religions-Unterrichte in der Volksschule beizuwohnen und darüber zu wachen, daß derselbe nach den von der Schulaufsichtsbehörde erlassenen Bestimmungen ertheilt werde. Eine Einwirkung auf den sachlichen Inhalt der Religionslehre steht diesen Organen in so weit zu, als die Religionslehre nichts enthalten darf, was den staatsbürgerlichen und bürgerlichen Pflichten zuwiderläuft. In erster Linie liegt die Ertheilung des Religionsunterrichtes den an der Schule angestellten, dazu durch die Prüfung befähigten Lehrern und Lehrerinnen ob. Wo es bisher üblich, den mehrerwähnten Unterricht zwischen dem angestellten Lehrer und dem Pfarrer oder dessen ordentlichen Stellvertreter zu theilen, kann dies auch ferner geschehen, jedoch nur, wenn der betreffende Geistliche eine solche Stellung zum Staate einnimmt, daß seiner Zulassung zum Unterrichte kein Bedenken entgegensteht, den Schulverordnungen im Allgemeinen und speciell den hinsichtlich der Lehrbücher, der Aufstellung der Lehrpensa und Vertheilung des Unterrichtsstoffes auf die einzelnen Stufen und Classen ergangenen Anordnungen entspricht. Diejenigen Geistlichen, welchen das Amt der Local-Schulaufsicht hat entzogen, resp. der Zutritt zur Schule hat untersagt werden müssen, können zur Betheiligung an dem schulplanmäßigen Religionsunterrichte nicht zugelassen werden. Ebenso müssen die, diesen Pfarrern unterstellten Hilfsgeistlichen, Capläne und Vicare von der Betheiligung an dem Schulreligionsunterricht allgemein ausgeschlossen bleiben. In der Regel und so lange die kirchlichen Oberen ein anderes

Organ dazu nicht bestimmen, ist der gesetzlich bestellte Ortspfarrer als das zur Leitung des Religionsunterrichtes berufene Organ zu betrachten. Sowohl der Ortspfarrer, als auch der sonst von dem kirchlichen Obern zur Leitung des Religionsunterrichtes bestimmte Geistliche darf dieselbe aber nur ausüben, so lange er von der staatlichen Aufsichtsbehörde zu derselben zugelassen werden kann. Diese Zulassung hört aber auf, wenn der betreffende Geistliche durch sein Verhalten diejenigen Zwecke gefährdet, welche der Staat mit der Erziehung der Jugend durch die Volksschule verbindet. Wird an Stelle eines von der Leitung des Religionsunterrichtes ausgeschlossenen Geistlichen von der kirchlichen Oberbehörde ein anderer Delegirter bezeichnet, so kann dieser zur Leitung des Religionsunterrichtes, jedoch nur auf Weisung der Regierung zugelassen werden. Der katholische Religionsunterricht zur Vorbereitung auf Beichte und Communion steht mit dem der Volksschule in keiner Verbindung, ist vielmehr rein kirchlicher Natur, und dessen Ertheilung eine dem gesetzmäßig berufenen Geistlichen zustehende, der staatlichen Schulaufsicht nicht unterworfene geistliche Amtshandlung, doch darf durch diesen kirchlichen dem Unterricht in der Volksschule kein Abbruch geschehen."

„Sie sehen also, m. H., wohin wir mit der Schule steuern. Ferner hat der Cultusminister durch Erlaß vom 18. August 1876 bestimmt, „daß fortan unter Constituirung lediglich geographischer Bezirke die Kreisschulinspectoren die innerhalb ihrer Bezirke belegenen Volksschulen sämmtlich, ohne Rücksicht auf deren confessionelle Scheidung, verwalten sollen." So kommen wir allmälig den Simultanschulen immer näher; und wir kommen immer weiter . . . Ob der Cultusminister Dr. Falk dies geahnt hat? Aus seinen Urtheilen und Versprechungen

bei Berathung des Schulaufsichtsgesetzes im Jahre 1872 sollte man dies nicht schließen; denn am 9. Februar sagte er im preußischen Abgeordnetenhause von den Petitionen gegen das Gesetz, die mit Hunderttausenden von Unterschriften eingelaufen waren: die Bewegung sei „nicht berechtigt", die Befürchtungen „übertrieben"; er verwahrte sich gegen die Voraussetzung, „die Geistlichen würden in der Schule nicht mehr von Gott reden dürfen," und wies es zurück, daß es sich um „Hinauswerfung der Kirche aus der Schule" handle; er nannte die Ansichten der Katholiken „extrem", glaubte die Gemüther seien „aufgeregt" und hoffte, daß es ihm gelingen werde, „den wallenden Nebel zu zerstreuen." Er sagte ferner, es handle sich nicht darum, die Schulinspectorate den Geistlichen zu entziehen, auch fehle das Geld, um eine Menge weltlicher Schulinspectoren anzustellen; er sagte ausdrücklich, es sei nicht „möglich", die Schulen des confessionellen Charakters zu entkleiden, „das Gesetz sei nicht so gefährlich" und „die Einstellung der amtlichen Thätigkeit der geistlichen Schulinspectoren werde nicht erfolgen." u. s. w.

„So Herr Falk im Februar 1872 — und heute? Was seitdem geschehen ist, das wissen Sie alle, und was noch kommen wird, ist unzweifelhaft; deshalb rufe ich Ihnen bei den veränderten Schulverhältnissen die Worte in's Gedächtniß zurück, welche der hochw. Herr Bischof von Mainz an die Eltern richtete. Er sagte:

„1. Ihr müßt erstens wohl bedenken, daß die Eltern als Gottes Stellvertreter bei den Kindern immer an erster Stelle und vor allen anderen Menschen die Pflicht haben, unter der Leitung der Kirche, für die katholische Erziehung und den katholischen Unterricht ihrer Kinder zu sorgen und daß die Schule bei dieser Aufgabe nur eine Gehilfin ist.

„2. Ihr müßt zweitens bedenken, daß die gemeinsame Schule Euch und der Kirche bei dieser Aufgabe nicht mehr die Hilfe gewähren kann, wie die bisherige Confessionsschule, und daß Ihr deshalb den Ausfall durch Eueren Eifer ersetzen müßt.

„3. Ihr müßt drittens im elterlichen Hause ersetzen, was die gemeinsame Schule für das religiöse Leben der Kinder nicht mehr zu leisten vermag.

„4. Ihr müßt viertens im elterlichen Hause ersetzen, was bisher die Schule für den Religionsunterricht der Kinder gethan hat, die gemeinsame Schule aber nicht mehr in dem Umfange thun kann.

„5. Ihr müßt endlich mit größter Sorgfalt darüber wachen, daß die religiös-sittliche Richtung der gemeinsamen Volksschule nicht in Widerspruch tritt mit Euerer Ueberzeugung, mit dem, was Ihr für recht und gut haltet."

„Die Herren Liberalen bestreiten zwar die Rechte der Eltern auf die Erziehung ihrer Kinder; wenn's nach ihnen ginge, würde man vielleicht alle Kinder sofort in die Kasernen stecken — in Sparta wurden sogar die Kinder, die schwächlich schienen, von Staatswegen getödtet und vom siebenten Jahre an gehörte jedes Kind ausschließlich dem Staate —, wir leben aber nicht im heidnischen Staate Sparta, sondern im christlichen Deutschland, und ich sage: Diese Rechte der Eltern sind die höchsten, welche sie haben, und die Ausübung derselben ihre heiligste Christenpflicht. Hören Sie die Resolutionen, welche die vierundzwanzigste Generalversammlung deutscher Katholiken in München gefaßt hat, welche sich auch über diesen Punkt klar aussprechen. Sie lauten:

„1. Die Kirche ist kraft positiv-göttlicher Vollmacht und Bestellung nicht blos die Lehrerin der übernatür-

lich geoffenbarten Wahrheiten und deren Hüterin im positiv-religiösen Volksunterrichte und im theologischen Unterrichte; sie hat auch die natürliche Rechts- und Lebensordnung des Menschen und der Menschheit mit der Macht und Weihe ihrer Lehre zu schützen, zu durchdringen, zu beleben.

„2. Unter allen natürlichen Rechten der Familie gibt es keines, das an sich heiliger, keines, das mit ihrem von Gott verordneten Rufe enger verknüpft und darum unveräußerlicher wäre als das den Eltern zustehende Recht der Erziehung und Unterweisung der Kinder. Die Volksschule hat der Familie als Hilfsanstalt zu dienen, ist nicht wesentlich Staatsschule; das Staatsschulmonopol ist also ein Angriff auf die natürliche Rechts- und Lebensordnung.

„3. In der übernatürlichen Heilssphäre steht der Kirche und in der Unterordnung zu ihr der christlichen Familie das Recht zu, die Jugend zu einer lebendigen, wirksamen Theilnahme des Reiches Jesu Christi zu führen und in dessen Geiste zu unterrichten und zu erziehen. Die Volksschule hat der Kirche und der christlichen Familie als Hilfsanstalt zu dienen, ist also auch aus diesem zweiten Grunde nicht wesentlich Staatsschule; das Staatsschulmonopol ist folglich auch ein Angriff auf die übernatürliche, christliche Lebensordnung als solche.

„4. Die Volksschule ist deshalb auch nicht eine bloße „national-patriotische Culturanstalt"; sie lediglich als eine solche zu erklären und behandeln, heißt sie ihrer wahrhaft nationalen und echtpatriotischen Aufgabe entfremden und der Corruption preisgeben. Das christliche Volk wird sich aber nie berufen fühlen, seine Kinder als Versuchsmaterial für derartige Experimente auszuliefern.

„5. Mag sie mächtig sein die Partei, welche sich „freisinnig" nennt; aber gleichzeitig spartanischen Geisteszwang

auf ihre Fahne schreibt. Mächtiger noch ist die Energie des katholischen Gewissens. Im Kampfe um die Schule werden die katholischen Familienväter sich ihrer Pflicht erinnern, mit allen erlaubten Mitteln, selbst auf die Gefahr zeitlicher Nachtheile hin, das Recht der Kirche wie der christlichen Familie auf die Kindererziehung gegen jeglichen An- und Eingriff treu und nachhaltig zu wahren."

„Ich schließe meinen Vortrag, m. H., indem ich nochmals betone, daß die Kirche die Mutter der Schule im wahren Sinne des Wortes ist; sie allein kann nur die wahre Erzieherin des Menschen sein, weil sie denselben über sein eigenes Wesen und seine eigene Bestimmung aufklärt und allein das Princip der Erziehung richtig erfaßt hat. Diese christliche Erziehung unterschätzt aber keineswegs das für das zeitliche Leben nöthige Wissen und die damit zusammenhängenden Fertigkeiten; sie geht aber von der Ueberzeugung aus, daß Wissen und Können ohne religiöse Grundlage weder wahren Werth und rechtes Ziel, noch hinreichende Gewähr für den Frieden und die zeitliche und ewige Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft bieten!"

Unter donnerndem Beifallssturm verließ der Dechant die Bühne und der Vorsitzende schloß die Versammlung. Auch Dr. Streber hatte derselben beigewohnt; auf der Straße traf er mit dem Redacteur Davidsohn zusammen.

„Nun," fragte dieser höhnisch, „ist die Schule den Pfaffen jetzt gesichert?"

„Es ist ergötzlich," versetzte dieser, „zu sehen, wie die Ultramontanen die Orgien ihrer naiven Begriffsunklarheiten, ihrer mittelalterlichen Weltanschauung und ihres Unfehlbarkeitsdünkels feiern. Ich will übrigens meinem Freunde, dem Regierungs-Präsidenten, Bericht erstatten; dieser Scholl ist der gefährlichste Jesuit im ganzen deutschen Reiche."

Fünftes Kapitel.

Der Saal des Zuchtpolizeigerichtes war gedrängt voll, denn zwei Männer standen heute vor den Schranken, die sich der allgemeinsten Achtung erfreuten, — der Redacteur Kühn wegen Bismarckbeleidigung und der Dechant Scholl auf Grund des Kanzelparagraphen. Letztere Anklage hatte in der Stadt allgemeine Sensation erregt, zumal der Pfarrer behauptete, die Worte, auf denen die Anklage fußte und worin das Gericht eine Verhöhnung der Gesetze erblickte, gar nicht gesprochen zu haben. Er hatte deshalb mehrere Personen, u. A. auch Anna Stark, welche seiner Predigt beigewohnt, als Schutzzeugen laden lassen. Im Zuhörerraum befand sich auch der Gymnasiallehrer Dr. Streber.

Die Verurtheilung Kühn's wegen Beleidigung des Reichskanzlers erfolgte bald; der Redacteur führte zu seiner Vertheidigung an, daß er in dem beregten Artikel eine Beleidigung Bismarcks nicht gefunden und eine solche nicht bezweckt habe; mit scharfen Worten dagegen brandmarkte er den anonymen Denuncianten, der die Zeitungsnummer dem Fürsten eingesandt habe. Das Urtheil lautete auf zwei Monate Gefängniß.

Dechant Scholl blieb bei seiner Aussage, die incriminirten Worte nicht gesprochen zu haben; als Ankläger resp. als Zeuge gegen ihn trat ein junger Beamte auf, während die Schutzzeugen übereinstimmend das Gegentheil behaupteten.

Anna Stark erklärte mit einer Energie und einer Bestimmtheit, die ersichtlich nicht ohne Eindruck auf die Richter blieb, Herr Dechant Scholl habe diese Aeußerung nicht gethan.

„Aber, mein Fräulein," warf der Präsident ein, „Sie können doch nur behaupten, dieselbe nicht gehört zu haben!"

„Nein, ich behaupte kraft meines Eides, daß die Worte nicht gesprochen wurden."

„Der andere Zeuge sagt aber kraft seines Eides das Gegentheil."

„Mag er das mit seinem Gewissen ausmachen; mein Eid gilt so viel wie der des Klägers, und ich verlange, daß derselbe respectirt werde."

Der Präsident wurde zornig. „Haben Sie," wandte er sich an den Beamten, „ausdrücklich diesen Satz gehört?"

„Ich . . . ich glaube ja!"

„Ich glaube, — Sie müssen es wissen! Was hat Sie veranlaßt, den Angeklagten bei der Staatsanwaltschaft zu denunciren?"

„Herr Dr. Streber bestimmte mich dazu, indem er behauptete, es sei die Pflicht eines jeden Patrioten, solche Ungebührlichkeiten zur Anzeige zu bringen, und als Beamte würde dies von Einfluß auf meine Carrière sein."

Ein allgemeines Murmeln durchlief den Saal, Aller Augen richteten sich voll Entrüstung auf Streber und Ausrufe wie „Pfui!" wurden laut. Der Gymnasiallehrer, der in der erhofften Verurtheilung des Dechanten sich den Weg zum Kreisschulinspectorate schon geebnet glaubte, maß mit frechen, herausfordernden Blicken die Menge; er sah sich entlarvt, er ärgerte sich über die Dummheit und Naivetät des jungen Beamten, den er

an seiner Stelle in's Feuer geschickt, er war zornig über die Wendung, welche der Proceß durch die Entschiedenheit Anna's genommen, und fühlte die maßlose Verachtung, mit der Alle ihn straften.

„Treten Sie ab!" sagte der Präsident zu dem zweifelhaften Zeugen; „die Klage wird abgewiesen."

Die Zuschauer aber jubelten laut auf und beglückwünschten den greisen Dechanten, dem die Thränen in den Augen standen ob all der Liebe und Anhänglichkeit seiner Pfarrkinder. Anna trat vor Streber hin und sagte: „Sie erwarten noch die Antwort auf Ihren Heirathsantrag; sie soll Ihnen werden: Ich verachte Sie!" Dann an den Redacteur Kühn sich wendend, sagte sie mit leiser Stimme: „Herr Kühn, nehmen Sie den Trost mit in die einsame Gefängnißzelle, daß eine Braut Sie erwartet!"

Drei Monate später war großes Fest in der Stark'schen Mühle: Anna's Hochzeit mit Joseph Kühn wurde gefeiert; daß der Dechant und der alte Lehrer Knorr nicht fehlten, versteht sich von selbst. „Ich habe mich mit Joseph im Zuchtpolizeigerichtssaale verlobt," sagte die junge Frau scherzend, „das bringen die Zeitverhältnisse so mit sich."

„Seien Sie immer so muthig und bestehen Sie immer so fest auf Ihrem Rechte wie damals, als Sie meine Freisprechung erwirkten," sagte der Pfarrer zu Anna; „so unerschrocken sollten alle Frauen sein, wenn es gilt, ihre Rechte zu wahren."

Dechant Scholl war vor Kurzem ohne Angabe von Gründen seines Amtes als Schulinspector entsetzt worden; der Denunciant Streber aber war ebenso wenig sein

Nachfolger im Amte wie der Mann Anna's geworden; er begnügte sich noch immer mit dem Posten als Gymnasiallehrer; die Regierung mochte denken, daß ein Mann, der sich solche Blößen gegeben und dessen Charakter in der öffentlichen Meinung in solchem Maße discreditirt war, sich nicht zur Bekleidung eines solchen Amtes eigene. „Sein Freund," der Regierungs-Präsident war sogar für Streber unsichtbar geworden. Der doppelt enttäuschte Mann fand seinen Trost darin, bei dem Juden Davidsohn und dem Zeitungsbesitzer Goldfreund wacker über die „Pfaffen" und ultramontane Finsterniß zu schimpfen und im liberalen Blättchen seinem Aerger und seinen „patriotischen" Gefühlen freien Lauf zu lassen.

Renitentus, M.

Der Denunciant Erzählung aus der Gegenwart für das katholische Volk ; (
mit besonderer Berücksichtigung der Schulfrage)

Mainz 1876